Aus drei Kaiserzeiten.

Von

George Hesekiel.

Dritte Abtheilung.

In Kaiser Joseph's Tagen.

II.

Berlin, 1862.
Verlag von Otto Janke.

In Kaiser Joseph's Tagen.

Von

George Hesekiel.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.
Verlag von Otto Janke.

Aus drei Kaiserzeiten.

Inhalt des zweiten Bandes der dritten Abtheilung.

VI.

Enttäuschungen für Alle.

„Nec domo dominus,
sed domino domus honestanda est.“

(Cicero.)

Sechstes Capitel.

Enttäuschungen für Alle.

Ganz wie bei Lebzeiten der Fürstin Amalia Hieronyma hatte die fürstliche Familie den Winter auf Talbietla-Schloß zugebracht; wir wissen, daß erst ein Podagra-Anfall des Fürsten die Abreise verhindert und endlich hatte Graf Pendrecht gewünscht, seine Vermählung nicht in Prag, sondern in aller Stille in Talbietla zu feiern. In aller Stille, denn ausdrücklich hatte er sich's verbeten, daß man aus seiner Hochzeit ein Volksfest mache, wie es wohl ehedem geschehen, wenn die Erben von Salvoral und Podiebrad ihre Hausfrauen heimführten. Von allen Festfeiern der Art wollte der Reichsgraf von Pendrecht nichts wissen,

und Fräulein Claralies, die Liebende, war ganz seiner Ansicht. So wurde denn zu eigenem Verdruß selbst der Frau Prinzessin, zu wirklicher Kränkung aber des fürstlichen Großoheims und seines sempergetreuen Bodinus, zum Schmerz endlich der gesammten Salvoral'schen Hintersassenschaft die Hochzeit ganz in der Stille gefeiert, außer dem Freiherrn von Hrzan-Harras, der Braut Bruder, einem grämlichen, verdrießlichen, ältlichen Herrn und dem Grafen Firmian, welcher der Braut als Trauzeuge diente, waren gar keine Gäste geladen. Es ging still, steif, knapp und ernst zu, ganz nach dem Sinne des Grafen von Pendrecht, der Alles, was sich auf die große sociale Stellung der Familie, auf ihre Herrlichkeit den Unterthanen gegenüber, kurz, auf die Vergangenheit des fürstlichen Hauses bezog, nicht liebte, nicht achtete, weil er sich ganz als ein Kind der neuen Zeit, als einen Offizier des Kaisers Joseph betrachtete.

Der Hochzeitstag war freudlos für Alle gewesen, das Brautpaar aber doch ausgenommen, und vergebens hatten, nicht nur Magister Bodinus, sondern auch Graf Firmian dem jungen Herrn zugeredet, sich wenigstens eine kleine Festfeierlichkeit gefallen zu lassen;

sie hatten tauben Ohren gepredigt, es war, als wenn der Graf eine Ahnung von der Verschwörung gehabt, durch die man ihn zur Heirath genöthigt, vielleicht aber war auch die verliebte Claralies in ihrem Glück unvorsichtig gewesen und hatte geplaudert! es lag auf der Hand, daß Graf Pendrecht ein gewisses Mißtrauen gegen Bodinus sowohl, als auch gegen Firmian hegte, und daß er jetzt mit doppeltem Eigensinn an seinen neuen, die Menschheit beglückenden Ideen hing. Glaubte er vielleicht die Niederlage, welche seine Grundsätze dadurch erlitten, daß er sich vermählte, durch doppelte Strenge in anderen Punkten wieder ausgleichen zu müssen? Kurz, am stillen Hochzeitstage zeigte nur das Braut-Paar einige Befriedigung und höchstens ließ sich noch die Frau Prinzessin beschwichtigen, denn das Mutterherz sah das eigene Glück in dem des Sohnes, der ja nun endlich doch den Liebling zur Gemahlin nahm, wie sie es seit Jahren gewünscht.

Aber auch nach der Hochzeit weigerte sich Graf Pendrecht ganz bestimmt, Talbietla-Schloß zu verlassen, und seine junge Gemahlin in die große Gesellschaft Prags einzuführen und als der Freiherr von Hrzan-

Harras, sowie einige Tage später auch der Graf Firmian, nach Prag zurückkehrte, da schien ihm das so recht vollkommen angenehm zu sein. Höchst wahrscheinlich würde der merkwürdige junge Mann auch den Fürsten und die Frau Prinzessin, nebst dem Herrn Magister Bodinus, dem er seit seiner Hochzeit stets mit großer Geflissentlichkeit auswich, ohne großen Kummer haben abreisen sehen.

Das geschah aber nicht, denn der greise Fürst hatte wieder Geschmack an der winterlichen Einsamkeit von Talbietla-Schloß gefunden, ließ sich Bücher von Prag kommen, spielte mit Einigen von den höhern Beamten seiner Herrschaft und schloß sich immer inniger an den auch schon bejahrten Dechanten von Talbietla an, einem frommen, sehr würdigen und gelehrten geistlichen Herrn, der die Dechantey noch der Empfehlung des seligen Paters Lattermann verdankte. Der Dechant war nun täglich mehrere Stunden auf dem Schloß, die Frau Prinzessin aber, durch die gelehrte Bildung, welche sie erhalten, vollkommen dazu befähigt, nahm Theil an den Unterredungen des würdigen Geistlichen mit dem Fürsten und dem Magister Bodinus. Es war ein Glück, daß sie daran Theil

nehmen konnte, denn sonst würde sie bald völlig verlassen und einsam gewesen sein, weil zu ihrem großen Schmerz das junge Ehepaar sich nach und nach ganz von ihr zurückzog.

Die Ehe hatte den Grafen offenbar noch ungeselliger gemacht, als er von Natur schon war; er hatte sich mit seiner Gemahlin eine Wohnung im Podiebrad-Haus einrichten lassen, es war die am weitesten entlegene im ganzen Schloß und er kam eigentlich nur zum Vorschein, wenn die Tafelstunde schlug; doch sah ihn die Frau Prinzessin, verstohlen durch die Gardine blickend, jeden Morgen über den Schloßhof traben und an seiner Seite war dann stets Gräfin Claralies; ja, die sonst so scheue zaghafte Claralies ritt jetzt neben ihrem Gemahl die wildesten Pferde!

Im Anfang hatte die treue Mutter diese Entfernung des Sohnes von ihr und zugleich auch das Aufhören des Umgangs mit dem Liebling, an dessen stete Gegenwart sie seit Jahren gewöhnt war, sehr schwer empfunden, dabei aber doch nicht unterlassen, den Sohn stets gegen den Fürsten zu vertheidigen, denn dieser ließ sich nicht abhalten, sehr ernst zu tadeln, was geschah, oder vielmehr, was unterlassen wurde. Nach

und nach beruhigte sich indessen die Prinzessin, sie sah das wunderliche Paar anscheinend zufrieden und wenn sie endlich immer noch den Wunsch hegte, zu erfahren, was die beiden jungen Eheleute treiben möchten die langen Stunden und ganzen Tage hindurch in der Einsamkeit ihrer abgelegenen Wohnung, so war das schon mehr frauenhafte Neubegierde als mütterliche Besorgniß. Sie wußte, daß weder ihr Sohn, noch dessen Gemahlin sich ernsthaft wissenschaftlichen Studien hingeben würden, sie begriff nicht, womit sie ihre Zeit ausfüllen könnten und beschloß endlich, das junge Paar ein Mal mit einem unvermutheten Besuch im Podiebrad-Haus heimzusuchen.

Sie hätte sich diesen Gang sparen können, denn wahrscheinlich würde sie auf eine einfache Frage mit der ganzen Wahrheit berichtet worden sein, aber es war bereits eine solche Entfremdung zwischen der Prinzessin und ihrem Sohne eingetreten, daß sie eine solche Frage für völlig überflüssig hielt, weil sie nichts als eine ausweichende Antwort erwartete.

So machte sich denn die Frau Prinzessin eines Nachmittags, als sich das junge Paar wiederum, wie gewöhnlich jetzt, gleich nach aufgehobener Tafel in seine

Wohnung zurückgezogen hatte, auf den Weg nach dem alten Podiebrad-Haus.

Sie kannte diesen Weg von frühern Zeiten her genau genug, das war aber auch nöthig, um ihn zu finden, denn Pater Probus Lattermann hatte eine Reihe von Jahren einige Gemächer bewohnt, an welche die jetzige Wohnung des jungen gräflichen Paars stieß.

Es war fast dunkel, als die Prinzessin auf diesen Gängen wandelte, die sie einst als Kind und Jungfrau so oft durchstrichen war, ein Bücherpacket unter dem Arm und begierig nach Belehrung aus dem Munde des christlichen Weisen, des frommen Priesters, der ihr Lehrer war. Seltsame Gedanken gingen neben der Frau her, die auf diesem Wege einsam wandelte wie im Leben, Erinnerungen tauchten auf vor ihr und kamen ihr entgegen, ach! wie ganz anders hatte sich doch ihr Leben gestaltet, als sie es damals gehofft! Sie hatte ihr Glück gefunden in der Liebe, am Herzen eines edeln Mannes zu einer Zeit, da sie bereits verzichtet hatte, solches Glück auf Erden überhaupt noch zu finden, und der Tod hatte ihr diesen Mann entrissen in der Blüthe des männlichen Alters, zu einer Zeit, da sie sich ihm erst ganz und vollkommen

verbunden gefühlt, weil er ihr katholisches Bekenntniß angenommen; sie war eine glückliche Mutter gewesen, aber ihre lieben kleinen Mädchen lagen da unten in der Dechantey-Kirche begraben und der Sohn, der einzige Sohn, auf den sie stolz war, der erfüllte nun doch so wenig die Hoffnungen, welche sie auf seine Jugend gebaut! Die arme Mutter, sie konnte nicht zweifeln an dem rechtlichen Sinn, an den guten Absichten ihres Sohnes, er hatte ihr selten Anlaß zu klagen gegeben, die Ausschweifungen der Jugend, der Uebermuth sprudelnder Leidenschaft, das Alles war fern von ihrem Sohn geblieben, sie durfte nicht klagen, sie mußte stolz sein, er war ja ein wohl unterrichteter junger Mann, ein sehr guter Offizier, wie man ihr sagte, nnd nun hatte er auch noch, ganz ihren Wünschen gemäß, ihre geliebte Claralies geheirathet, — was wollte sie denn mehr? Mutter, Du mußt zufrieden sein; aber die Mutter war nicht zufrieden, sie fühlte es von Tage zu Tage mehr, daß eine Kluft zwischen ihr und ihrem Kinde war, über welche hinweg man sich wohl höflich grüßen, zur Noth auch ganz freundlich die Hand reichen kann, die man aber überspringen muß, wenn man sich zärtlich umarmen will.

Die Kluft aber, welche die arme Prinzessin hinderte, ihren geliebten einzigen Sohn an ihr Herz zu ziehen und ihn in ihre Mutterarme zu schließen, war die Kluft, welche eine veränderte Weltanschauung aufreißt. Um diese Kluft zu überspringen, dazu bedarf es der Liebe und Jugend; die forschen und fragen nicht, die zaudern und zagen nicht, sondern folgen blindlings dem Geliebten, hinüber oder herüber! Die eifrige katholische Mutter, sie sah mit tiefem Kummer die vollkommene Indifferenz, die sich ihres Sohnes bemächtigte, sie hörte nur mit Zittern, wenn sich der Sohn mit dem ganzen Stolz seiner Zeit rühmte: „Die Toleranz ist mein Bekenntniß, ich bin von der Religion des Kaisers?“ Arme Mutter, hattest Du darum den Gemahl für Dein Bekenntniß gewonnen, um den Sohn ganz bekenntnißlos dem Indifferentismus verfallen zu sehen?

Der tiefste Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn war der in religiösen Dingen und jetzt zitterte die Prinzessin auch für die Hoffnungen, die sie auf die Vermählung des Sohnes mit der katholisch-gläubigen Claralies gebaut!

Aber auch sonst waren Mutter und Sohn nicht

einig; die Mutter fühlte sich lebhaft als Glied eines großen historischen Geschlechtes; ihre wohlgeleiteten historischen Studien hatten sie die sociale Bedeutung aristokratischer Gliederung ihre Nothwendigkeit für die Erhaltung der Gesellschaft, wenigstens theilweise begreifen lassen; sie war großgezogen in der Achtung vor Allem, was ihren Vätern lieb und theuer, heilig gewesen, — mit tiefem Schmerz mußte sie nun sehen, daß eine Stütze der organischen Gesellschaft nach der andern brach, nicht weil sie unbrauchbar und morsch geworden, sondern weil die Gewalt sie zerschlug oder die List sie untergrub, neuen Ideen, neuen Lehren zu lieb, nach denen die ganze Vergangenheit zerstört und die Trümmer bei Seite geschafft werden sollten, um auf platter Erde den Neubau eines Völkerglücks und Menschenwohls aufzurichten, ohne Gott und ohne Geschichte und darum ohne die Verheißung der Zukunft.

Der eifrigste Anhänger dieser neuen Lehre aber war der junge Graf von Pendrecht!

Wie nun Leopoldine Franziska dahin schritt durch die alten Hallen König Georg's und also schwere Gedanken sie begleiteten, da war's ihr, als ob leise Stimmen flüsternd zu ihr sprächen: Was ringst Du gegen

den Geist der Zeit? er ist mächtiger als Du! erkennst Du seine Macht noch nicht? er hat Dir den Sohn vom Herzen gerissen, Dein eigener Sohn ist ein muthiger Vorkämpfer der Zeit, gegen welche Du Dich feindlich gestellt! forderst Du noch stärkere Zeichen? wohl, sie sollen Dir werden, denn nichts vermag die neue Zeit aufzuhalten in ihrem Donnergange, sie wird zerbrechen Alles, was sich ihr friedlich entgegenstellt, Throne werden fallen vor ihrem Hauch und Kirchen wird in den Boden stampfen ihr eherner Fuß! Sei keine Thörin, Weib! klammere Dich nicht an das, was war, sondern ergreife Deines wackern Sohnes Hand, tritt mit ihm frisch hinaus und huldige dem, was sein wird; Alles was Dir sonst fehlen könnte, wird Dir die Liebe des Sohnes ersetzen!

Solche Stimmen vernahm die Prinzessin um sich, in sich und sie seufzte, aber in frommer Gewöhnung schlug sie ein Kreuz, da war's ihr, als sei der ewige Versucher bei ihr gewesen und von ihr gewichen vor dem heiligen Zeichen der Erlösung. Eine andere Stimme aber glaubte sie zu vernehmen und sie klang ihr wie die Stimme ihres heimgegangenen Lehrers, des frommen Paters Lattermann und die Stimme

sprach: „Was hülfe es Dir, Du liebe Tochter, daß Du Freuden und Wohlsein gewännest auf dieser Erden und verlörest darüber die Krone, die Denen aufbehalten ist im Himmel, welche treu erfunden werden bis an's Ende? Wirst Du geprüft in Deinem Sohne, so sei getrost, Du christliche Mutter, denn es sind ihrer Viele gezeichnet, aber nicht verworfen, sondern angenommen um das Verdienst Jesu Christi, durch die Fürbitte der Heiligen, durch die Gebete der Frommen. Gehe hin, meine liebe Tochter, Du wirst nicht verlassen sein, denn allezeit ist die Hand Dessen über Dir, vor dem Raum und Zeit in Nichts verschwinden!"

Leopoldina Franziska stand still, sie war nicht erschreckt, aber es war ihr, als habe sie ein Hauch angeweht aus einer andern Welt; war es wirklich des geliebten Lehrers Stimme? sie zweifelte kaum und allein in dem fast ganz finstern Corridor sank sie demüthig auf ihr Knie und hub auf zum Gebet flehende Hände für sich und für ihren Sohn!

Die Prinzessin hatte lange gebetet, auch des Vaters und der Mutter im Gebet gedacht, als sie sich erhub, da war dichte Finsterniß um sie, in ihr aber war es hell und licht; ein hoher Muth war über sie gekommen

von Oben. Als sie sich erhoben und orientirt hatte, da legte sie ihre Hand an den Pfeiler, vor dem sie gekniet und gelobte, ein Bild der heiligen Jungfrau, der Schmerzensmutter, hier aufzustellen und eine ewige Lampe dabei zu stiften.

Darnach ging sie ruhig weiter und gelangte bald von einer andern Seite zu der Wohnung ihres Sohnes; sie lächelte, denn sie hatte erkannt, daß sie sich weit verirrt hatte, trotz ihrer Kenntniß des Orts, in dem Gewirr der finstern Treppen und Gänge; sie war in einem Theile des Podiebrad-Hauses gewesen, den selten ein menschlicher Fuß betrat, den man unbewohnt und unbenutzt erhielt, weil dort die Wohnung des großen Königs Georg einst gewesen.

Als die Prinzessin durch eine offene Thüre in einen ziemlich wüsten Vorsāl trat, vernahm sie ein befremdendes rollendes Geräusch und dazwischen die laute, befehlende Stimme ihres Sohnes. In das dunkle wüste Vorgemach fiel ein breiter heller Lichtstreifen, er kam durch das Glasfenster der Thür aus dem innern Zimmer. Neugierig spähend und lauschend trat Leopoldina Franziska an das Fenster. Anfänglich sah

sie Niemanden, wohl aber vernahm sie jetzt deutlich ein förmliches Commando.

„Einunddreißig — zweiunddreißig!" commandirte der Graf Pendrecht mit schallender Stimme, „Rechten — Linken, — Speck und Schinken!"

Dann wurde ein Marsch getrommelt und nun sah die Prinzessin zu ihrem namenlosen Erstaunen ihre Schwiegertochter, die junge Gräfin Claralies von Pendrecht, hin und her nach dem Takt der Trommel nnd dem Commando ihres Gemahls ganz tapfer hervormarschiren, quer durch das ganze Gemach. Der Graf folgte ihr mit umgehängter Trommel, commandirte, corrigirte und trommelte abwechselnd.

„Oh Kinder! Kinder!" flüsterte die Prinzessin.

Fast hätte sie laut aufgelacht, denn die gute Claralies sah wirklich gar zu lustig aus; auf dem Kopf trug sie quergesetzt einen Soldatenhut, über dem Busen gekreuzt die breiten Lederbandeliere des Säbels und der Patrontasche. Die Patrontasche hatte sie wirklich, der Säbel aber war nicht angehängt, vermuthlich weil er zu lang war für die kleine Figur. Die Robe und der Rock waren bis an's Knie aufgesteckt, so daß der gestrenge Exerciermeister genau sehen konnte, ob sein

allerliebster Rekrut auch die Füßchen regelrecht setzte und die Beine im vorschriftsmäßigen Winkel hob. Eine kleine Jagdflinte hielt Claralies scharf geschultert.

„Einunddreißig — zweiunddreißig! halt!“ commandirte der Ehemann.

Kräftig stampfend setzte die Ehefrau den Fuß nieder und stand, Hacken an Hacken, kerzengerade.

„Achtung! präsentirt's Gewehr!“ klang das Commando.

Mit Staunen bemerkte die Prinzessin, daß Claralies höchst behende schon war, denn der Graf ließ sie reglementmäßig alle Griffe durchmachen. Uebrigens sah sie bald, daß es sich bei diesem Exercieren durchaus nicht etwa nur um einen müßigen Scherz handelte, denn offenbar nahmen beide die Sache sehr ernst, der Graf tadelte hart jeden Fehler, schalt und fluchte zuweilen, als ob er einen wirklichen Rekruten vor sich habe und Claralies mühte sich nach Kräften, die Zufriedenheit des strengen Exerciermeisters zu gewinnen, sie marschirte unermüdlich auf und nieder, bis das Commando: „Halt!“ ihr einige Ruhe gönnte.

Anfänglich hatte die Prinzessin gelacht, der Anblick war theils lächerlich, theils allerliebst, nach und nach

aber kam eine unendliche Wehmuth in ihre Seele, sie flüsterte nicht mehr lächelnd: „Kinder! Kiuder!“ sondern sie seufzte wehmüthig: „Arme Kinder! meine armen Kinder!“ Sie wurde sich nicht gleich klar über ihre Empfindungen, es that ihr aber doch tief in der Seele leid, ein junges Ehe-Paar in einer solchen Beschäftigung zu finden.

Nun war eine Pause eingetreten, die jungen Leute sprachen mit einander, die Prinzessin konnte die Worte nicht verstehen. Der Graf aber nahm seiner Gemahlin die Bandeliere ab und setzte auch ihren Soldatenhut auf und ergriff statt ihrer das Gewehr. Dann hängte er ihr die Trommel um und ließ sie trommeln. Im Anfang schien's nicht recht zu gehen, er schalt ein paar Mal heftig, dann ging es besser und nun begann der Graf, sich selbst commandirend, sehr würdevoll auf und abzumarschieren, während Clara Lies trommelnd mitten im Gemach stand.

Der Herr Graf von Pendrecht übte den Grenadiermarsch.

Die Prinzessin hatte genug gesehen und gehört, ein paar Mal hatte sie sich versucht gefühlt, die Thür zu öffnen und ihren Sohn zu bitten, diese Beschäftigung

einzustellen, dann aber kam ihr der Gedanke, daß sich Beide, Mann und Frau sehr beschämt fühlen müßten, wenn sie überrascht würden beim Exercieren und darum zog sie sich ebenso unbemerkt zurück, als sie gekommen war. Die gute Dame gedachte ihrer Jugend, trotz der ernsten Studien, zu denen sie Pater Lattermann, um ihrem Wissensdurst zu genügen, früh schon anleitete, war sie lange kindlich geblieben und hatte länger als andere Kinder mit der Puppe gespielt; sie erinnerte sich ihrer tiefen Beschämung, als einst ein fremder Herr, da er sie mit der Puppe überraschte, zu dem Pater Lattermann gesagt hatte: „Wie, Ihre gelehrte Prinzeß spielt noch mit der Puppe?“

Eine ähnliche Beschämung, wie sie damals befiel, glaubte sie dem jungen Ehepaar durch ihre stille Entfernung ersparen zu müssen.

Uebrigens irrte sich die edle Dame in diesem Punkte, vielleicht würde die Frau Gräfin Claralies ein flüchtiges Erröthen bei ihrem Eintritt gezeigt, der Herr Graf aber ganz sicher nur die unwillkommene Störung beklagt haben, denn er, in seiner Verkehrtheit hielt diese Exercierübungen gewiß für etwas höchst Verdienstliches und würde aus denselben schwerlich ein

Geheimniß gemacht haben, wenn man ihn darum gefragt hätte. Er sprach lediglich von denselben, weil es überhaupt seine Art nicht war, sich mitzutheilen.

Langsam stieg die Prinzessin die Stufen der Treppe hinunter, sie nahm ihren Weg nach dem Portal und wollte über den Schloßhof nach dem Fürstenbau zurückkehren, das Rollen des Trommelschlages scholl hinter ihr her. Die arme Mutter befand sich in einer höchst beklagenswerthen Stimmung, sie seufzte über ihren Sohn und zu dem Schmerz gesellte sich nun noch der scharfe Stachel der Lächerlichkeit; sie konnte das Bild nicht los werden, sie sah ihren Sohn immer wieder mit umgehängter Trommel und schallender Stimme fluchend, die arme junge Frau wie einen Rekruten dressirend. Der feinfühlenden, vornehmen Dame wurde der Gedanke beinahe unerträglich, sie fühlte die Würde der Weiblichkeit gröblich verletzt durch dieses schnöde Spiel.

Es war freilich noch nicht unsere Zeit gekommen, wo man die jungen Dämchen von einem Unteroffizier rottenweise exercieren läßt, um ihnen eine leidliche gerade Haltung zu geben, wo man sie turnen läßt nach den Regeln der schwedischen Heilgymnastik, weil sie

sonst alle in Gefahr sind, schief oder bucklig zu werden In jenen Tagen wußte man von all' diesen Schnurrpfeifereien noch nichts, die Eltern und Erzieher sorgten dafür, daß die Töchter sich gerade hielten, dazu haben sie jetzt keine Zeit übrig vor der bunten Wissenschaftskarte, und die anmuthige Bewegung gaben die Uebungen des Tanzes. Tanzen lernen war damals ein wichtiger Theil der Erziehung, die Krone der körperlichen Ausbildung, aber man tanzte damals auch wirklich noch, man hatte Tänze; denn um wie heutzutage durch einen Saal zu rasen, dazu braucht man weder Anstand noch Grazie, braucht nichts zu lernen, sondern nur ein Paar Füße zu heben.

„Was ist's denn endlich weiter als eine Kinderei?" sprach die Prinzessin sich selbst beruhigend, als sie aus dem Portal des Podiebrad-Hauses in den großen Schloßhof tretend, sich von dem eisigen Hauch der Winternacht angeweht fühlte und das schwarze Sammetmäntelchen fester um die Schultern zusammenzog, „ich habe die Kinder auf einer Kinderei ertappt, — weiter nichts!"

Der also selbst gespendete Trost wollte aber nicht einschlagen, die Dame fühlte, daß hinter der Kinderei eben etwas stecke, was sie mit Kummer und Be-

schämung erfüllte, sie begriff, daß ihr Gemahl, der tapf're, ernste Rothengryf, der doch auch Soldat mit Leib und Seele gewesen, daß der niemals auf den Gedanken gekommen wäre, ihr, seiner Gemahlin, die Rolle eines Rekruten zuzumuthen, ihr wurde das Auge naß bei dem Gedanken an ihre Mutter, wenn sie der ritterlichen Courtoisie gedachte, mit welcher ihr der zweite Gemahl bis an den Tod gedient; und wenn sie vollends sich der Huldigungen erinnerte, mit denen ihr eigener Vater, der schöne Dichterfürst Franz von Salvoral, seine Gemahlin gefeiert, dann fühlte sie das Benehmen ihres trommelnden Sohnes doppelt schmerzlich.

Und doch war es wiederum nur die neue Zeit, die sich auch darin aussprach; die völlig nüchterne, poesielose Beglückungszeit durch Nützlichkeitsphrasen, konnte in der Frau, außerhalb der ihrem Geschlecht als solchen zugewiesenen Sphäre, nur ein Spielwerk sehen. An Herabwürdigung von Frauen hat es zu keiner Zeit gefehlt, jener neuen Zeit aber war es aufbehalten, die Mißachtung des ganzen Geschlechts zu Tage zu fördern und die Frauen selbst in ihrer ausschließlichen Wirksamkeit, durch Verachtung der Ehe, zu bedrohen. Das war nur folgerecht, denn Religions-

spötter müssen Frauenverächter sein, nur auf dem Christenthum beruht die würdige sociale Stellung der Frau. Gott und die Frau! damit ist das Wesen des Ritterthums bezeichnet und die neue Zeit, welche sich feindselig gegen die mächtigen Institutionen der Väter kehrte, richtete folgerecht seine Angriffe nicht nur gegen die Verehrung Gottes, sondern auch gegen die Verehrung der Frauen. Der neuen Zeit Galanterie gegen die Frauen ist, weil nur äußerlich, geradezu eine Beleidigung der Frauenwürde.

Der junge Graf Pendrecht glaubte sicher, daß er seine Gemahlin liebe, er war indessen lediglich sinnlich gefesselt durch deren kindliches Wesen und ihre körperlichen Reize, dafür aber schon rächte sich der Sohn der neuen Zeit in ihm sofort dadurch, daß er die Frau zu seinem Spielwerk, je ernster er das selbst ansah, desto schlimmer! mißbrauchte.

Und die Frau ließ sich das gefallen?

Ja, denn diese Frau liebte; darum aber ist die Position der Frauen so unendlich zart und delicat, weil sie jede Stellung einnehmen, welche ihnen der Mann ihrer Liebe anweist.

Als die Prinzessin das Portal des Salvoralbau's

erreichte, fand sie den Raum etwas heller als er sonst gewöhnlich war, erleuchtet und von zahlreicher Dienerschaft, Salvoral'scher und fremder erfüllt. Ehrerbietig stellten sich die Diener auf und ließen die Dame passiren, hinter ihr her aber stiegen Kranz und Strauß, die beiden guten alten Gesellen, die Treppe empor, ihrer Herrin folgend.

„Es sind Gäste angekommen?" fragte die Prinzessin auf dem obern Absatz der Treppe einen Moment stehen bleibend.

„Zu Eurer Durchlaucht Befehl," erwiederte Kranz. „Seine Excellenz der Herr Feldmarschalllieutenant Freiherr zum Jungen mit drei Offizieren und Dienerschaft, sind vor einer Stunde hier eingetroffen, der Herr Magister hat Eure Durchlaucht überall gesucht, um Meldung zu machen. Die Herren sind bei Seiner Durchlaucht in der Schwarzenberg'schen Kammer."

Die Schwarzenberg'sche Kammer war ein Salon, den Zimmern des Fürsten zunächst, der seinen Namen dem Bilde einer Gräfin Schwarzenberg, einer gebornen Salvoral, verdankte; den Freiherrn zum Jungen kannte die Prinzessin nicht persönlich, wußte aber, daß

derselbe ihres Oheims Adjutant gewesen, während des ersten schlesischen Krieges.

Sie begab sich in ihre Gemächer, um Abendtoilette zu machen.

Unterdessen ging es in der Schwarzenberg'schen Kammer ziemlich laut zu; der Feldmarschalllieutenant, ein Edelmann aus dem Reich, sprach laut und im breitesten schwäbischen Dialekt; eine heitere, joviale Natur, stand ihm sein breites, wohlwollendes Lächeln trefflich zu dem rothen Angesicht und die fast hünenhafte Gestalt mit den mächtigen Gliedmaaßen hatte mehr etwas Kriegerisches, wie man's in früheren Zeiten liebte, denn etwas Militärisches, wie's der neuen Zeit eigen. Der Freiherr Gottfried zum Jungen war stets ein Liebling des Fürsten von Salvoral gewesen und die hohe militärische Stellung, die derselbe jetzt einnahm, machte es zu einem sehr schmeichelhaften Compliment, wenn er sich stets den Schüler des Fürsten nannte, was übrigens zum Theil wenigstens die Wahrheit enthielt, denn der Generalfeldwachtmeister Ritter von Salvoral war einst ein Truppenführer von einiger Bedeutung gewesen.

Jetzt war der Feldmarschalllieutenant, der für ge-

wöhnlich nicht in Böhmen stand, auf einer militärischen Geschäftsreise nach Prag gekommen und hatte den ziemlich bedeutenden Umweg über Talbietla nicht gescheut, um sich persönlich bei seinem alten Lehrmeister zu melden. Es versteht sich von selbst, daß dieser unvermuthete Besuch von dem greisen fürstlichen Herrn mit höchster Befriedigung aufgenommen worden war.

Die Offiziere, welche den Feldmarschalllieutenant begleiteten, waren junge Herren, nur Einer unter ihnen war schon Capitän; sie waren von ihren Familien dem Freiherrn zum Jungen ganz besonders zu strenger militärischer Zucht anvertraut worden, welche für Zwei von ihnen sehr nöthig sein mochte, den sie aber bestimmt bei diesem jovialen Herrn nicht fanden, denn so eisern streng derselbe im Dienste war, ebenso nachsichtig war er außerhalb desselben gegen seine Offiziere. Das hatte ihm schon öfter das Mißfallen des Kaisers Joseph zugezogen und vielleicht hätte des Kaisers Abneigung gegen ihn noch ernstere Folgen gehabt, wenn nicht der Freiherr zum Jungen in besonderer Gunst der Kaiserin Maria Theresia gestanden hätte und zu denjenigen Personen gerechnet worden wäre, welche

Joseph den speciellen Wünschen seiner verewigten großen Mutter folgend, duldete.

Uebrigens befand sich unter den Offizieren des Feldmarschalllieutenants kein unmittelbarer Unterthan des Kaisers und der österreichischen Erblande; sie waren, wie der Freiherr zum Jungen selbst, Edelleute aus dem Reich, die damals weit häufiger als jetzt den Dienst des Kaisers suchten. Der Hauptmann von Rotenhan gehörte der unmittelbaren Reichsritterschaft an und würde es als eine Schande beinahe betrachtet haben, einem Andern zu dienen als dem Kaiser. Der Mann hatte sehr altmodische Grundsätze, wie man sieht, und auch ein altmodisches Gesicht eigentlich, obgleich es noch an Jahren nicht eben alt war. Der Lieutenant von Löffelholz war ein Nürnbergischer Patrizier und der Lieutenant von Nassau, ein Junker aus dem Kannenbäcker-Lande über der Lahn, sah es nicht ungern, wenn man ihn für einen Verwandten des Grafen von Nassau, Fürsten von Oranien hielt. Seine Kameraden nannten ihn spottend die „Seitenlinie,“ was er sich guten Humors gefallen ließ.

Als die Prinzessin, nachdem sie etwas Toilette gemacht, die Schwarzenberg'sche Kammer betrat, fand

sie die Herren schon sehr behaglich eingerichtet. Der Fürst saß mit dem Freiherrn zum Jungen am Kamin und rauchte mit ihm Taback, ein Gleiches thaten die drei Offiziere, welche hinter einem schmalen Tisch saßen, der mit einer Reihe Weinflaschen bestellt war, deren Anzahl für das große Vertrauen Bürgschaft leistete, das der fürstlich Salvoral'sche Kammerkellermeister in die Leistungsfähigkeit der kaiserlichen Offiziere setzte.

Die Erscheinung der Prinzessin in der Schwarzenberg'schen Kammer war eine große Seltenheit, denn für gewöhnlich betrat sie dieselbe so wenig, als sie die selige Fürstin betreten hatte; der Fürst pflegte nämlich in diesem Salon gegen Abend seine Partie zu machen, Taback zu rauchen und eine Flasche Wein zu trinken. Die Herren, die das Schloß um diese Stunde besuchten, waren willkommen, Damen aber nicht, denn sie konnten nur stören, da damals kein Cavalier in der Gegenwart einer Dame geraucht haben würde. Von der Gräfin Schwarzenberg, deren Bild in dem Gemach hing, behauptete der Fürst scherzweise, dieselbe sei ihrer Zeit die einzige Dame des böhmischen Adels gewesen, welche das Rauchen in ihrer Gegenwart geduldet habe und müsse nun zur Strafe für ihre Nach-

sicht gegen einen solchen Einbruch in das Reich der guten Sitte, nach ihrem Tode noch Tabacksqualm ausstehen.

Da die Prinzessin weder den Feldmarschalllieutenant, noch Einen seiner Offiziere kannte und unmöglich Verlangen nach der Bekanntschaft von Herren tragen konnte, von denen sie fast nichts wußte, so würde sie sicher das Erscheinen derselben an der Abendtafel abgewartet haben, wenn sie sich nicht unwiderstehlich getrieben gefühlt hätte, ihren Sohn und namentlich ihre Schwiegertochter im Verkehr mit den fremden Offizieren zu sehen. Sie wußte, daß Graf Pendrecht sofort erscheinen werde, wenn er von der Ankunft seiner Kameraden höre und sie wußte ebenso gewiß, daß er mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit auch seine Gemahlin mit in das Rauchzimmer nehmen werde. Die arme Frau war von jener eigenthümlichen Neugierde beseelt, die zum Beispiel auch der mit Zahnschmerzen Behaftete hegt, wenn er auf den nächsten Stich oder Ruck wartet, um aus der größern oder geringern Stärke des Schmerzes, auf ein Zunehmen oder Abnehmen des Leidens schließen zu können. Ganz so ging es der Prinzessin, sie hatte seit jener Exercier-

scene die Ueberzeugung, daß ihr die Erscheinung des so heiß geliebten Sohnes und der beinahe nicht minder geliebten Claralies wehe thun müsse und dennoch konnte sie kaum erwarten, das seltsame Paar wiederzusehen.

Als die durchlauchtige Wittwe eintrat, erhuben sich alle Herren ehrfurchtsvoll und legten die Pfeifen weg, wunderten sich auch gar nicht, daß die Prinzessin sie nicht einlud, weiter zu rauchen, wie das heutzutage gewiß geschehen wäre, sondern fanden es ganz in der Ordnung. Der Fürst stellte seine Gäste vor, die Prinzessin gab dem Feldmarschallieutenant pflichtgemäß kund, daß sie sich freue, einen so berühmten Offizier kennen zu lernen und hieß Alle willkommen. Als seine Nichte aber den Sessel annahm, den ihr der Freiherr zum Jungen bot, sah der greise Fürst, den schon ihr Eintritt überhaupt sehr befremdet hatte, ganz erstaunt auf, aber er schüttelte nur den Kopf und blieb still, er begriff, daß die Prinzessin gewichtige Gründe haben müsse, hier zu erscheinen. Den Tabaksqualm aber entschuldigte er nicht, denn damit war er hier in seinem Rechte.

Die lebhafte Conversation, welche der Feldmarschall-lieutenant mit der Dame begonnen, wurde indessen

rasch unterbrochen, denn man hörte draußen die rauhe Stimme des Grafen Pendrecht, welcher lachend rief: „Meine Frau mitkommen lassen, lieber Herr Magister, nichts zu fürchten, recht Soldatenfrau, fürchtet Pulverdampf nicht, pah! Taback!"

Die Thür öffnete sich.

„Die Frau Mutter auch zugegen!" sagte der Graf und schritt nun steif auf den Feldmarschalllieutenant zu, dem er sich militärisch vorstellte und beinahe unwillig wurde, als dieser ihn höchst unmilitärisch, allerdings aber sehr herzlich als den nächsten Verwandten seines Kriegslehrmeisters umarmte.

Der Prinzessin wurde, was sie erwartet hatte, es gab ihr einen Stich in's Herz, daß ihr Sohn den Grafen von Pendrecht und Erben von Salvoral so ganz über den kaiserlichen Offizier vergessen konnte.

Während sich der Lieutenant Pendrecht nun auf seine halb scheue, halb dreiste Weise mit den andern Offizieren bekannt machte, hatte der Magister Bodinus die Gräfin Claralies in's Zimmer geführt.

Die junge Frau sah ganz allerliebst aus; sie trug sich noch immer in der ganz einfachen Weise, die ihr so trefflich stand, wie sie jetzt sehr gut wußte, eine

Erkenntniß, welche sie den klugen Rathschlägen des Domherrn Grafen Firmian verdankte; auch hatte sie kaum noch etwas von jener linkischen Befangenheit, welche ihr als Mädchen nicht vortheilhaft gewesen, kurz, Gräfin Claralies war auch als Frau keine bedeutende Erscheinung, wohl aber eine sehr anziehende geworden. Das konnte der Graf in den Blicken der fremden Herren, den Feldmarschalllieutenant nicht ausgeschlossen, deutlich lesen und seltsam genug! den wunderlichen Menschen durchzuckte augenblicklich eine Regung der Eifersucht, die so mächtig war, daß sie seiner ihn scharf beobachtenden Mutter wenigstens nicht entging.

Auf Gräfin Claralies warf die Prinzessin nur einen flüchtigen Blick und sie schlug die Augen sofort nieder, denn sie gedachte jener unglücklichen Exercierscene, sie sah ihre Schwiegertochter wieder mit umgehängter Patrontasche, die Flinte im Arm marschiren und hörte ihren Sohn auf den Rekruten schelten. Die Prinzessin schämte sich ihrer Schwiegertochter und schalt sich doch selbst deßhalb, denn sie mußte sich sagen, daß wirklich nur die hingebendste Liebe zu ihrem Sohne, die arme kleine Frau bewogen haben konnte, sich auf dieses unwürdige Spiel einzulassen.

Es war bald eine allgemeine Conversation im lebhaftesten Gange, aus welcher der greise Fürst zu seinem größten Erstaunen und zu seiner ganz besondern Kränkung vernahm, daß Graf Pendrecht Willens sei, in den nächsten Wochen schon, sich zu seinem Regimente, welches damals in Kroatien stand, zu begeben. Er hatte geglaubt, sein Erbe werde nun in Folge seiner Vermählung ganz aus dem Militärdienst ausscheiden und die Regierung der Salvoral'schen Güter übernehmen. Auch die Hoffnung der Mutter war das gewesen, aber sie war von des jungen Mannes Vorsätzen lange nicht so überrascht, wie der Fürst; seit der Exercierscene war sie auf Alles gefaßt, sie hatte ganz richtig herausgefühlt, daß die Leidenschaft für den Soldatenstand bei dem Grafen ganz unwiderstehlich sein müsse.

Als man zur Tafel ging, drängte sich Pendrecht hastig zu seiner Frau, faßte ihren Arm mit einem Druck, der fast schmerzhaft war und flüsterte ihr drohend zu: „Nicht nöthig viel zu reden, Augen machen, mir unlieb!“

Erschrocken blickte Claralies zu ihrem Gemahl auf,

den Ton hatte sie noch nicht vernommen von ihm, sie begriff ihn nicht gleich.

„Du thatest mir weh, lieber Franz Adolf!“ sagte sie sanft und leise.

Der junge Mann lachte heiser und zwang die Offiziere, voran zu gehen, indem er, seine Frau am Arme, stehen blieb.

„Gott gnade der armen kleinen Frau!“ dachte Magister Bodinus, „der Graf ist eifersüchtig!“

Kopfschüttelnd folgte der Sempergetreue des Hauses Salvoral dem merkwürdigen Paare, auf welchem alle Hoffnungen des Hauses beruhten, Bodinus erkannte wohl, daß diese Hoffnungen auf sehr schwachem Grunde standen.

Wenn nun die Abendtafel wirklich sehr lebhaft war, so zeigte das nur den hohen Grad von Selbstbeherrschung, den die Mitglieder des Salvoral'schen Hauses sich zu eigen gemacht hatten, denn sie Alle hatten im Laufe dieses Tages Enttäuschungen erfahren, die ihnen höchst schmerzlich dünkten. Als die Unglücklichsten fühlten sich Graf Pendrecht und seine Gemahlin, er fühlte die Qualen der Eifersucht, sie

aber ahnete, welche Qualen ihr seine Eifersucht in der Folge bereiten werde.

Die arme Claralies wagte nicht aufzusehen, sie gedachte der Drohworte ihres Gemahls, seines Verbotes „Augen zu machen" und zum ersten Male sehnte sie sich nach dem ruhigen Gesicht des Domherrn, der ihr einst in ihren Liebesnöthen so erfolgreich beigesprungen war. Der plötzliche Ausbruch der Eifersucht ihres Gemahls hatte sie aus allen ihren seligen Träumen von Glück und Liebe gerissen und sie fühlte selbst, daß sie ihre Sicherheit auf einmal wieder verloren hatte. Der Graf dagegen begriff, daß er sich durch seine Eifersucht lächerlich mache und bildete sich ein, daß die fremden Offiziere ihn bereits in dieser Beziehung durchschaut hätten. Das war nun nicht der Fall, denn die Herren hatten, obgleich sie die Erscheinung der jungen Gräfin sehr anziehend fanden, noch nicht Zeit genug gehabt, um die Bedeutung einzelner Worte, Gebärden und Bewegungen richtig zu würdigen, wenn ihnen nicht schon manches aufgefallen sein mochte.

Uebrigens machte Gräfin Claralies an jenem Abende trotz alledem eine Eroberung an dem Lieute-

nant von Nassau; sie hatte aber keine Ursache, besonders stolz auf diese Eroberung zu sein, denn die „Seitenlinie“ pflegte sich regelmäßig in die Dame zu verlieben, welche ihm bei Tafel zunächst saß, es müßte denn sein, daß ihm eine Nachbarin am Tage vorher noch allzu lebhaft beschäftigt hätte. Gewöhnlich aber hatten alle Liebschaften der „Seitenlinie“ weder Zweck noch Folgen, denn da sich der junge Mann, als ein jüngerer Sohn, schwerlich jemals verheirathen konnte, so hütete er sich wohl, sich „unglücklich“ zu machen und sah nie so tief in die Augen einer Dame, daß er nicht im Stande gewesen wäre, spätestens am dritten Tage einer Andern ebenso tief hineinzuschauen. Konnte man also einerseits die Treue und Beständigkeit der „Seitenlinie“ nicht besonders hochschätzen, so mußte man andererseits die große Tugend der Discretion an ihm desto höher achten, denn der Lieutenant Wilhelm von Nassau, (eigentlich hieß er August Ferdinand, er nannte sich aber Wilhelm, um an die berühmten Nassau-Oranischen Wilhelme zu erinnern), rühmte sich nie der Gunstbezeugungen, die ihm von Damen zu Theil geworden, obwohl sein glattes, rosiges Jünglingsgesicht, mit dem höchst genügsamen

Zug um den hübschen Mund und seine etwas stieren wasserblauen Augen von ihm selbst wenigstens für unwiderstehlich gehalten wurden.

Der beste Freund, aber unermüdliche Peiniger der „Seitenlinie", war der Lieutenant von Löffelholz, ein lebenslustiges Nürnberger Stadtkind, ein hübsches kleines, leichtsinniges Kerlchen, mit der gefährlichen Gabe des Witzes ausgestattet und stets geneigt, seiner spitzen Zunge Lauf zu lassen, auf die Gefahr hin, sich dafür mit einer spitzen Klinge zur Rechenschaft gezogen zu sehen. Uebrigens war der Löffelholz mit der Klinge ebenso wacker, wie mit der Zunge und hatte im letzten Türkenkriege Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Der junge Nürnbergische Patrizier mit den funkelnden, kleinen Augen war der Liebling des Freiherrn zum Jungen und des Feldmarschall-lieutenants, würde den Uebermuth des Löffelholz in's Maßlose gesteigert haben, wenn nicht sein nächster Vorgesetzter, der ernsthafte, ritterlich schöne Hauptmann von Rotenhan, ihn gezwungen hätte, sich in den Schranken zu halten. Den Freiherrn zum Jungen liebten die beiden Lieutenants sehr, für den von Rotenhan aber fühlten sie eine Art von schwärmeri-

scher Verehrung. Der Löffelholz bezeichnete den Unterschied einst trefflich durch das Wort: „Für unsern Jungen würden wir sterben, für unsern Alten aber würden wir's möglich machen, wieder aufzuerstehen!“

Der „Alte“ war der Spitzname, den sie dem Hauptmann von Rotenhan gaben, obwohl er nur wenige Jahre mehr hatte als sie.

Es versteht sich von selbst, daß über Tafel viel von militärischen Dingen gesprochen wurde; da nun dabei Graf Pendrecht immer wieder darauf zurückkam, daß er in nächster Zeit zu seinem Regimente abgehen werde, als er die Freude darüber so ganz unverholen und ohne alle Rücksicht auf die Gefühle und Wünsche seines Oheims, seiner Mutter und seiner Gemahlin äußerte, so beschloß der greise Fürst, seinem übermüthigen Erben eine Lection zu ertheilen, von welcher er ersprießliche Folgen hoffen konnte. Der Fürst, so gut wie die Prinzessin wußten, daß sie keine Macht hatten, den jungen Mann zurückzuhalten, wenn derselbe einmal entschlossen war, zu seinem Regiment zu gehen, sie trauten auch der jungen Gemahlin die Macht nicht zu, den störrigen Menschen zu halten.

Der Fürst beschloß denn rasch, seinen Erben nicht nach Belieben gehen zu lassen, sondern ihn dahin zu schicken, wo er ihn für besser aufgehoben hielt, als bei seinem Regimente in Croatien, bei welchem er übrigens eigentlich noch nicht Dienst gethan. Der feine, alte Herr hatte das bald gemerkt, daß der Feldmarschalllieutenant seinen lieben Großneffen keineswegs besonders gefalle; der Freiherr war, wie schon gesagt, eine mehr kriegerische, als soldatische Natur und seine drei Offfziere waren ihm in diesem Punkte sehr ähnlich; auch sie fand der Graf nicht straff, knapp und militärisch genug, der Fürst aber, der selbst Soldat gewesen war und die Soldaten schätzte, hätte es gern gesehen, wenn sein Erbe im nähern Umgang mit dem Feldmarschalllieutenant und seinen Offizieren begriffen hätte, daß die militärische Dressur beim Soldaten zwar eine Hauptsache, daß sie aber doch immer nur eine Seite sei, die man nicht auf Kosten der andern ganz allein hervorheben und pflegen dürfe. Er wechselte darum einige Worte mit dem Feldmarschalllieutenant und als dieser freudig beistimmte, sagte er laut: „Da sie sich so sehr nach militärischer Thätigkeit sehnen, lieber Pendrecht, so freut mich der

Besuch meines alten Kameraden und dieser Herren doppelt, der Herr Feldmarschallieutenant wird Sie, mein lieber Sohn, in seine Begleitung aufnehmen und Sie werden sich unter seiner Leitung am besten für den ernsten Beruf, den Sie so lieben, ausbilden können!“

Ehe nun der etwas bestürzte Graf ein Wort erwiedern konnte, sprach der Freiherr zum Jungen in seiner biederherzigen Art: „Ich schätze mich glücklich, lieber Herr Graf von Pendrecht, daß ich die Wünsche Seiner Durchlaucht und die Ihrigen erfüllen kann, Sie können mit einem meiner Offiziere, welcher nach Croatien versetzt zu sein wünscht, tauschen und ich verspreche Ihnen, daß ich für Sie eben so freundlich sorgen will, wie einst der Ritter von Salvoral für den Freiherrn zum Jungen gesorgt hat, ich heiße Sie willkommen in meinem Regiment!“

Jetzt wäre jede Zögerung eine Beleidigung für den Feldmarschallieutenant gewesen, Pendrecht mußte annehmen, wohl oder übel, er begriff das und dankte in seiner kurzen, rauhen Weise, reichte auch dem Freiherrn und den andern Offizieren kameradschaftlich die Hand.

Der alte Fürst lächelte fein, aber nur Bodinus bemerkte es, daß die Augen der Mutter feucht wurden und daß eine Thräne über die Wange der armen Claralies floß.

Der Tag hatte allen Bewohnern von Talbietla mancherlei Enttäuschungen gebracht.

VII.

Des „Weltbürgers" Leiden.

„Und die selbstgeschaff'nen Leiden
Sind die schwersten auf der Welt."

(Herder.)

Siebentes Kapitel.

Des „Weltbürgers“ Leiden.

Alost, die Hauptstadt im kaiserlichen Flandern oder im grauen Lande Aelst, gehörte in Kaiser Josephs Tagen noch zu den zahlreichen Festungen zweiten und dritten Ranges, durch welche diese Lande, die letzten Reste der großen burgundischen Erbschaft, dem Hause Oesterreich durch die Herzogin Maria, der schönen Tochter Karls des Kühnen zugefallen, gegen die immer wache Begehrlichkeit Frankreich's allerdings nicht genügend vertheidigt wurden. Seit nun der merkwürdige Kaiser Joseph, der erste Lothringer, in Besitz der österreichischen Hausmacht gelangt war, zeigte sich der Zorn Frankreichs geschärft, denn

Frankreich hat von je die Lothringer gehaßt und Lothringen war jetzt in Oesterreich. Konnte Frankreich nicht selbst in Besitz des burgundischen Erbes oder vielmehr dessen, was Oesterreich noch davon übrig war, gelangen, so wollte es diese herrlichen Lande doch um keinen Preis bei der Krone seines großen Weltherrschafts-Rivalen lassen, sie mußten wenigstens an einen machtlosen Staat kommen, einen machtlosen Grenzstaat bilden.

Die neuere Zeit hat Frankreichs weitsichtige Politik auch in dieser Beziehung siegreich gesehen, und zwar, seltsam genug, gerade im Moment der größten Niederlage Frankreichs; in menschlichen Dingen ist der Unverstand nicht selten König!

Ein Sohn des großen Geschlechts der Latour d'Auvergne, welches in diesen Landen einst eine Souverainetät zu Sedan behauptete, der berühmte Turenne, hatte Alost erobert und geschleift, doch waren die Werke nach dem Frieden wiederhergestellt und nun galt Alost, das nur wenige Meilen von Brüssel entfernt, für eine angenehme Garnison.

Diese Garnison bestand unter andern auch aus drei Compagnien vom Regiment des Feldmarschall-

lieutenants Freiherrn zum Jungen, und hier in Alost, als Lieutenant bei der Compagnie des Hauptmann's von Rotenhan, finden wir den Reichsgrafen von Pendrecht, den Erben der böhmischen Salvorals wieder, den wir zuletzt in der Häuslichkeit von Talbietla gesehen.

Es sind Wochen und Monde seitdem vergangen und ein kleiner Rückblick erscheint gerechtfertigt.

So groß nämlich die Begeisterung des Grafen Pendrecht nicht sowohl für den Kriegerberuf als für den Militärstand war, so zögerte er doch auffallend mit seinem Abgange zum Regiment, wer wollte das dem jungen Manne, der kaum sechs Monate verheirathet war, verdenken? Diese Zögerungen wurden nach und nach so auffallend, daß der alte Großoheim wieder zu hoffen wagte, sanguinischer in diesem Punkte selbst als die fromme Mutter, welche sich in ihr Schicksal ergeben hatte. Das hohe Alter mochte den sonst so scharfen Blick des klugen Fürsten doch geschwächt haben, denn er zerschlug eines Abends alle seine Hoffnungen selbst, indem er den jungen Grafen einlud, für immer bei seiner liebenswürdigen Gemahlin zu bleiben und sich anbot, ihm seinen Abschied zu

verschaffen. Gewiß traf er damit wirklich die damaligen, geheimen Wünsche Pendrechts, aber der unglückselige, junge Querkopf gerieth außer sich, fühlte sich tief gekränkt, um so tiefer, je klarer er sich dessen bewußt war, was er seine Schwäche nannte, und nun beeilte er seine Abreise nach seiner Garnison in Flandern so, daß diese Eile eine grobe Rücksichtslosigkeit gegen seine Gemahlin, eine Unart gegen Mutter und Oheim wurde. Graf Pendrecht reiste ab, ohne Abschied von seiner Familie zu nehmen, er dachte nicht an den Schmerz seiner jungen Gemahlin, an die Trauer seiner Mutter, er dachte lediglich an die unangenehmen Empfindungen, welche ihm ein solcher Abschied bereiten werde. Egoistisch ist man zu allen Zeiten gewesen, vordem aber verbot die Sitte, diesen Egoismus zu zeigen und sie erzwang Rücksichtsnahme, der neuen Zeit und ihrem Sohne, dem Grafen Pendrecht galt indessen die Sitte der alten Gesellschaft nichts, der Egoismus der kleinen Menschennatur trat ohne jede Verhüllung in seiner häßlichen Gestalt an den Tag.

Uebrigens führte der Egoismus seine Strafe sofort mit sich, der Graf brachte sich um eine der reinsten und edelsten Freuden, welche dem Menschen beschieden

sind auf Erden, er vernahm das Geständniß, daß er Vater werden solle, nicht von den Lippen der Geliebten, er ging davon und ließ seine Gemahlin in Hoffnung hinter sich, ohne es zu wissen.

Zu Alost in seiner Garnison angekommen, wurde der Graf von dem Feldmarschalllieutenant und allen seinen Offizieren mit einer Auszeichnung aufgenommen, die den unverbesserlichen Querkopf sehr verdroß, weil sie nur dem Ruhm des großen Geschlechts galt, dem er entsprossen, nicht seinen eigenen Verdiensten, die er doch noch nicht haben konnte. Aeußerlich trat nun der junge Mann wohl in ein ganz leidliches Verhältniß mit seinen Kameraden, zu einer kameradschaftlichen Vertraulichkeit aber konnte es nicht kommen, denn Pendrecht ließ sich nur im Dienst sehen und mied jeden nähern Umgang mit einer Hartnäckigkeit, welche den biedern Freiherrn zum Jungen so verdroß, daß er beschloß, sich gar nicht weiter um ihn zu bekümmern. Im Dienst war der Lieutenant von einem so unruhigen Eifer beseelt, daß die Kameraden sich darüber belustigten, während die Soldaten den unermüdlichen, nie zufriedenen Drillmeister wie das Feuer scheuten und ihn kurz und treffend den „Leuteplager" nannten.

In den wenigen Stunden, in welchen Graf Pendrecht nicht mit dem Dienst beschäftigt war, pflegte er zu lesen, aber freilich auch auf die verkehrte Art, welche mehr und mehr Alles bezeichnete, was er that. Wahrscheinlich um Philosoph zu werden, wie seine Ideale Friedrich und Joseph, las er die Schriften der französischen Encyclopädisten, deren geistige Schärfe die revolutionären Lehren und Grundsätze, die sie predigten, für ihn ganz unwiderstehlich machten. Stärkere und bessere Geister sind den mächtigen Waffen jener Schriftsteller erlegen, der dürftige, beschränkte Geist des Grafen Pendrecht hatte kaum ein Widerstandsmittel, denn seine Bildung reichte gerade nur so weit, um das Gift jener Philosophie in sich aufnehmen, nicht aber um es verarbeiten und besiegen zu können. Immer kürzer, selbstsüchtiger und kälter wurde der arme junge Mann in Folge seiner Lectüre; seine Liebe zum Soldatenstand, sowie die Liebe zu seiner Gemahlin konnten Beide ein Gegengewicht bilden gegen die revolutionären Ideen, mit denen er sich nach und nach überfüllte, aber derselbe Mann, der auf seinem Zimmer für Menschenrechte schwärmte, sah in den Soldaten auf dem Exercierplatz gar keine

Menschen mehr und derselbe Träumer, der die christliche Ehe in einen unsittlich ekelhaften Vertrag von übrigens gleichberechtigten Personen verschiedenen Geschlechtes zu verwandeln wünschte, schrieb als ein wahrer Tyrann die ungezogensten Briefe an seine Gemahlin, in denen er ihr aus der Ferne, ohne Rüsicht auf lang bestehende oder eigenthümliche Verhältnisse, Vorschriften und Befehle bis in's kleinste Detail des häuslichen Lebens hinein ertheilte, die bald eben so lächerlich wurden, als sie vom Anfang an gehässig waren. Es muß dabei bemerkt werden, daß der unglückliche Mensch, seit er die arme Claralies mit den Offizieren zusammen gesehen, von einer ganz unbändigen Eifersucht geplagt wurde, die seit seiner Entfernung sich bei ihm zur wirklichen Manie ausbildete und sich in seinen Briefen in so verletzender Weise kund gab, daß Claralies immer nur mit Zittern einen Brief ihres Gemahls empfing. So wurde zur Pein, was sonst Liebenden, die getrennt, Freude und Trost giebt. Dabei wurde Graf Pendrecht, wie sich das oft bei Männern von unklaren Begriffen und falscher Bildung findet, von einer wahren Wuth, Briefe zu schreiben und sich schriftlich auszusprechen,

beherrscht. Allwöchentlich schrieb er lange Briefe an seine Gemahlin und sorgte so dafür, daß Claralies nie zur Ruhe kam, denn diese gute Seele bemühte sich wirklich herzhaft, allen Befehlen, die von Flandern kamen, so weit sie es irgend vermochte, pünktlich Folge zu leisten. Das war wahrlich keine leichte Aufgabe, denn diese gräflich Pendrecht'schen Cabinetsordres widersprachen sich so häufig und waren so seltsam, daß ihre Ausführung zuweilen an der baaren Unmöglichkeit scheiterte.

Sieben Monate waren so seit der Abreise von Talbietla verflossen und noch immer wußte Graf Pendrecht nicht, daß seine Gemahlin in Hoffnung; das treue Weib duldete und trug Alles, auch die tollsten Vorwürfe der Eifersucht, in der festen Ueberzeugung, daß sie nun bald durch eine frohe Botschaft Alles zu ändern, zu bessern vermöge. Auch der Fürst und die Prinzessin waren in diesem Punkte ganz der Ansicht der liebenden Frau und der unverwüstliche alte Herr, der seinen Großneffen aufgegeben haben mochte, setzte jetzt alle seine Hoffnungen auf den Urgroßneffen, dessen Geburt er mit einer wirklich rührenden Ungeduld entgegen sah.

Während man in Böhmen also hoffte, gerieth am Ufer der Dendre Graf Pendrecht immer tiefer in das Labyrinth revolutionärer Ideen, in das ihn seine übel gewählte Lectüre eingeführt, in welchem er sich verlieren mußte, weil kein Ariadnefaden begründeten religiösen Glaubens, ihm einen Ausweg zeigen konnte. Was die Bücher an dem jungen Manne nicht gethan, das that endlich der Umgang mit einem ältern Offizier von einem, ebenfalls zu Alost liegenden Husaren-Commando. Mit unbehaglichem Erstaunen sahen die Offiziere des Regiments zum Jungen, den sonst so ungeselligen Grafen Pendrecht fast nur noch in Gesellschaft des Lieutenants von Buchhorn, dessen Renommee keine besondere war, denn der Husar galt für einen höchst undelikaten Frauenjäger, einen Spieler von weitem Gewissen und einen Händelsucher unfeiner Art. Der Adel des Lieutenants von Buchhorn war ebenso bestritten, wie sein ganzer Charakter unbestritten war. Der Husar war ein Raisonneur von der Art, wie sie jungen Leuten von Pendrechts Schlage am gefährlichsten sind, er schmeichelte allen schlechten Neigungen des Grafen, zog sie groß und drehte sie dann zu Stricken, an denen er ihn festhielt. Sechs Monat

war Graf Pendrecht beim Regiment, als er von den Soldaten verscheut, von den Kameraden beargwöhnt wurde; das Letztere geschah mit Unrecht, denn Pendrecht hatte keine Ahnung von dem was um ihn her vorging, er sah nicht, daß die belgische Unzufriedenheit von der Revolution in Paris Nahrung und Stachel empfing, daß die Revolution den Widerstand der Belgier gegen die Josephinischen Neuerungen für sich benutzte, daß sie es zu einem Ausbruch bringen wollte. Graf Pendrecht wußte gar nichts, Lieutenant Buchhorn aber war in Verdacht, es mit dem unzufriedenen Belgien zu halten und Pendrecht wurde als Buchhorns Freund verdächtig. Das erfuhr der Feldmarschalllieutenant Freiherr zum Jungen mit wahrhaftem Entsetzen, als er von einer mehrwöchentlichen Reise nach Alost zurückkehrte. Er liebte den jungen Mann um seines Großoheims Willen, obwohl er ihm unbequem war und fühlte sich gewissermaßen verantwortlich für ihn. In seiner offenen, biedern Weise hatte er schon die Absicht gehabt, den Lieutenant geradezu anzugehen und ihn auf die schlimme Stellung aufmerksam zu machen, in welche er sich durch sein Benehmen bringe, doch war er klug genug, einzusehen, daß bei einem so

eigenwilligen Menschen auf solchem Wege wenig zu erreichen sein werde; deßhalb beschloß er, anders zu verfahren und durch seine Autorität den Grafen zum geselligen Verkehr mit den Kameraden zu nöthigen. Er ignorirte Alles und zog den jungen Mann fast täglich zu seiner Tafel, an welcher sich Pendrecht im Kreise der andern Offiziere zwar außerordentlich unheimlich fühlte, aber doch erschien, weil er durch eine Ablehnung dieser Einladung den Regimentschef beleidigt haben würde, was er denn doch nicht wagte.

An der Tafel des Freiherrn zum Jungen war es eines Tages, der Nachtisch wurde aufgetragen, die Becher wurden rascher geleert und eine anständige, aber allgemeine Heiterkeit herrschte, nur Graf Pendrecht saß, einsilbig und unzufrieden wie immer, neben dem Hauptmann von Rotenhan, der sich des jungen Kameraden mit vorzüglicher Sorgfalt immer angenommen, so weit es die Verkehrtheit desselben irgend gestattete.

Dem Hauptmann von Rotenhan entging es nicht, daß sich das lange, bleiche Antlitz seines sonst so theilnahmlosen Nachbaren plötzlich leicht röthete, daß sich die große Figur, die sich sonst so pedantisch g'rade

hielt, plötzlich vorwärts neigte und der düst're, verdrossene Blicke eine peinliche Spannung verrieth. Offenbar lauschte Graf Pendrecht auf ein Gespräch, das war aus seiner ganzen Haltung ersichtlich.

„Graf Firmian? Graf Firmian?" fragte der Feldmarschallieutenant sinnend, „meinen Sie den Würzburgischen Obersthofmeister Firmian?"

„So ist es, Excellenz," antwortete ein Cürassier-Offizier, „doch ist mein Oheim Firmian schon seit langer Zeit nicht mehr in Würzburgischen Diensten, er lebt zurückgezogen in Prag, ich traf ihn vor einigen Wochen ganz zufällig auf der Reise."

„Doch die Geschichte, Ihre Geschichte!" unterbrach der Freiherr zum Jungen.

„Zu Befehl," erwiederte der Cürassier und fuhr fort, „die liebenswürdige, schöne Dame gab Jemanden ein Rendez-vous im Garten, davon erhielt der eifersüchtige Gemahl Kunde und beschlich sie, wie ein jagdbares Thier, ganz regelrecht und auch in Begleitung seines Jägers. Als es ihm gelungen, seine Gemahlin wirklich in den Armen eines Andern zu sehen, befahl er dem Jäger, den Mann niederzuschießen. Was nun geschehen ist, nachdem er diesen Befehl gegeben,

das ist dunkel, man weiß nur, daß der Schuß fiel und der Freiherr von Harras todt zusammenstürzte. Der Jäger versicherte, das Gewehr sei losgegangen, denn der Freiherr habe es ihm entreißen wollen, vermuthlich um selbst zu schießen, als er sich dessen weigerte, den Mann niederzuschießen, in dessen Armen er seine Herrin sah. Mit diesem Bekenntniß auf den Lippen ist der Mann gestorben und Einige glaubten ihm wirklich, während Andere behaupteten, der Jäger habe seine Herrin mehr geliebt, als den Freiherrn und habe den Letztern gemordet, um die Erstere zu retten. Aber nicht allein die Schuldlosigkeit des Jägers wurde behauptet, sondern auch die Unschuld der Freifrau wurde vertheidigt, es wurde versichert, daß der Mann, den man in jener Nacht in den Armen der Freifrau gesehen, kein Galan, sondern der Freifrau Bruder gewesen, der in notorischer Feindschaft mit dem Freiherrn gelebt hat und deßhalb nur heimlich mit der Schwester zusammen kommen konnte. Graf Firmian versicherte mir, daß der beste Theil der Prager Gesellschaft von der Unschuld der Freifrau überzeugt sei, obwohl die Familie selbst anders gedacht haben soll."

„Da stehe ich doch auf Seiten der Familie!“ rief der Feldmarschalllieutenant lachend, „ich beneide die Prager Gesellschaft um diesen guten Glauben!“ spottete ein Anderer, „Barmherzigkeit für schöne Sünderinnen?“ bat ein Dritter.

Hauptmann von Rotenhan aber bemerkte, daß Graf Pendrecht seine große Hand krampfhaft fest gegen sein Herz drückte und daß ihm helle Schweißtropfen über die Stirn liefen, während seine dünnen Lippen bebten. Er fühlte tiefes Mitleid mit dem jungen Manne, denn er begriff sogleich, daß derselbe durch die Mittheilungen des Cürassier-Offizier's auf's Empfindlichste verletzt sein müsse, daß er wahrscheinlich ein Verwandter jener Familie, aber er wußte nicht, daß die Tochter jener schönen Freifrau die Gemahlin seines Nachbars.

Graf Pendrecht war auf die Erzählung aufmerksam geworden, als er den Namen des Domherrn von Firmian vernahm; er erinnerte sich jetzt dunkel, daß er diese blutige Mähr von der Mutter seiner Claralies auch schon vor vielen Jahren vernommen, die wüthende Eifersucht, die ihn erfaßte, drohte ihn zu ersticken, denn vor seinem finstern Mißtrauen war die Schuld der

Freifrau erwiesen: die Tochter ist untreu, wie die Mutter untreu war! das der einzige Gedanke, dessen er fähig war in jenem Augenblick.

„Ihnen ist unwohl, lieber Graf," sprach Rotenhan theilnehmend, „machen wir einen Gang ins Nebenzimmer, nehmen Sie meinen Arm!"

„Danke, ganz wohl, danke!" entgegnete Pendrecht kurz und leerte einen ganzen Krug edeln Weines auf ein Mal.

„Verzeihen Sie, wenn ich mich täuschte!" versetzte der Hauptmann artig.

„Ihre Gesundheit, Herr Hauptmann!" sagte der Graf und trank abermals einen vollen Becher.

„Und die Ihrige!" that der von Rotenhan Bescheid.

„Graf Pendrecht," rief in diesem Augenblick der Feldmarschalllieutenant vom obern Ende der Tafel her, „Sie könnten mir und den Kameraden eine Jagd geben! Ihre Reichsherrschaft ist nur einige Meilen von hier, Sie müssen uns die Honneurs als Landesherr machen; in Pendrecht sind Sie so gut wie ein Churfürst nur von Kaiser und Reich abhängig, Sie geben uns Freiheit zu schalten und zu walten, wie wir

wollen, ich habe Lust ein Mal wieder ein paar recht tolle und wilde Tage zu verleben! Wer ist dabei von den Herren?"

Jubelnde Stimmen antworteten in Menge. Der Feldmarschalllieutenant hatte es mit diesem Vorschlag herzlich gut im Sinne, er wollte die Offiziere dem Grafen verbinden.

„Nun sind wir Ihnen willkommen, lieber Graf?" fragte er heiter gelaunt.

„Excellenz haben zu befehlen," erwiederte Pendrecht sich aufrichtend, „Sie und die Herren alle sollen mir willkommen sein, aber ich erkläre im Voraus, daß ich nicht um Entschuldigung bitten werde, wenn Ihnen das ganze Stückchen lächerlicher Landeshoheit und und Reichsunmittelbarkeit an den Hufen der Rosse hängen bleiben sollte!"

Pendrecht sagte das mit bitterm Hohn, die muntern Herren aber hörten in ihrer Weinlaune den Hohn nicht heraus und nahmens für eine Scherzrede, die sie mit lautem Gelächter erwiederten.

„Das ganze Reich ist zur Narrheit geworden," sprach Graf Pendrecht scharf, indem er sich an seinen Nachbar wendete, „der Tag kann nicht mehr fern sein,

an welchem mit der ganzen Lumpenwirthschaft ein Ende gemacht wird, es giebt nicht lächerlicheres und unvernünftigeres als dieses heilige römische Reich, daß sich Gott erbarme!"

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf," erwiederte Rotenhan ernst, aber milde, „ich bin ein Mitglied der freien Reichsritterschaft in Franken, mir ist dieses römische Reich deutscher Nation, trotz der vielfachen Mängel seiner Verfassung, immer noch ein heiliges, ehrwürdiges Reich, — es ist mein Vaterland, die Heimath meiner edeln Väter, ich liebe das Reich, das Ihnen so verächtlich dünkt, obwohl Sie ein Glied desselben sind!"

„Ich bitte Sie," erklärte Pendrecht, der zur Verwunderung des Hauptmann's anscheinend immmer ruhiger wurde, obgleich er eine beträchtliche Menge des stärksten Ungarweins verzehrte, „ich bitte Sie, lassen wir diese lächerliche Winzigkeit meiner Reichsmitgliedschaft, denn ich bin nicht einmal ein Deutscher."

„Sie kein Deutscher?" rief Rotenhan erstaunt, „darf man fragen?"

„Ich bin ein Weltbürger, mein Herr!" versetzte

der junge Mann mit einer Emphase, welche beinahe lächerlich war.

„Weltbürger?“ wiederholte der fränkische Reichsritter nicht ohne Spott.

„Ja, mein Herr,“ begann Graf Pendrecht, der diesen Spott ganz überhört hatte, mit fast knabenhafter Wichtigthuerei, „es hat wohl kaum einer von Geburt soviel Anrecht auf den hohen Titel eines Weltbürgers, wie ich, denn mein Vater war ein geborener Schwede und Protestant, aber preußischer Offizier und pommerscher Gutsbesitzer, meine Mutter ist eine böhmische Katholikin, ich selbst bin auf dem Meere geboren und zwar in der Cajüte eines englischen Schiffes im dänischen Hafen Helsingör; dann bin ich durch Erbschaft Besitzer der kleinen deutschen Reichsherrlichkeit geworden, von der ich den Namen trage, diese Reichsherrschaft liegt aber nicht in Deutschland, sondern mitten in Holland und endlich diene ich in der kaiserlichen Armee, weil mein Großoheim mich zum Erben seiner Herrschaften in den österreichischen Erblanden ausersehen hat. Sie werden zugeben, daß ein Mann, der durch seine Geburt schon, mit Preußen, Schweden, Pommern, Böhmen, England, Dänemark,

Deuschland und Holland in gleicher Weise beinahe verknüpft ist, daß der schon von vornherein gegründete Anwartschaft auf den Titel eines Weltbürgers hat, selbst wenn ihn seine Gesinnung weniger dazu berechtigte, als das bei mir der Fall ist!"

Dem von Rotenhan wurde dieses Gespräch peinlich, er hätte es gern abgebrochen, aber der Wein hatte den Grafen nicht nur offenherzig, sondern auch redselig gemacht, dabei wiederholte er, wie das mehreren Personen bei durch Wein erhöhter Stimmung eigenthümlich, dieselbe Sache viele Male und stets mit denselben Worten. Der edle fränkische Herr wollte, lediglich um den Grafen an einem Gespräch mit einem minder nachsichtigen Kameraden zù verhindern, die Unterredung fortsetzen nnd zwar dieselbe leiten, deßhalb fragte er: „Nun lieber Graf, welches Land begünstigen Sie denn mit dem Titel Ihres Vaterlandes?"

„Kein's, gar kein's!" lautete die stolze Erwiederung, „bin ein Weltbürger, mein Herr! ein Weltbürger!"

Dem von Rotenhan war dieses alberne Gerede von Weltbürgerthum, was damals ganz vorzüglich in Schwange ging, nicht fremd; es war ihm in den Tod

zuwider, am meisten natürlich im Munde eines kaiserlichen Offiziers, er fühlte sich gereizt durch den unverschämten Ton, in welchem Graf Pendrecht unzählige Male wiederholte: „Ich bin ein Weltbürger!“ und um den jungen Mann auf das Unpassende dieser Aeußerungen aufmerksam zu machen, sagte er mit einer schneidenden Betonung: „Ihre Weltbürger-Philosophie steht nicht im Einklang mit Ihrem Eifer für den Dienst des Kaisers!“

„Bezweifeln Sie die Festigkeit meiner Grundsätze?“ fragte Pendrecht empfindlich und gereizt durch den Ton des Hauptmann's, der statt aller Antwort sich bejahend verneigte.

„Und warum?“ fuhr der junge Mann heftig herans.

„Weil ich an Ihre Ehre glaube!“ entgegnete der fränkische Reichsritter mit einer Ueberlegenheit in Ton und Miene, die zu jeder andern Zeit selbst diesem Querkopf imponirt haben würde, die aber jetzt nur dessen Aufregung steigerte.

„Wollen Sie mich beleidigen?“ fragte der Unglückliche vor Aufregung zitternd.

„Ich sage Ihnen ja im Gegentheil, daß ich an

Ihre Ehre glaube!" erklärte der Hauptmann begütigend, der jetzt bemerkte, daß das Gespräch schon Aufsehen erregt hatte, daß von Allen Seiten hingehört wurde.

„Uebrigens, was ist Ehre?" fuhr der Graf fort, „ich bin ein Weltbürger und als solcher verbinde ich mit diesem Worte wohl einen ganz andern Begriff, als die Leute, die sich noch nicht zum Weltbürger aufgeschwungen haben.

Ein lautes Murren der Umstehenden verrieth das Mißfallen, welches diese Worte erregte.

„Lassen Sie uns abbrechen!" flüsterte der Hauptmann.

„Warum?" entgegnete Pendrecht scharf, „Sie fürchten die Macht meiner Argumente, ich bin ein Weltbürger, ich habe andere Begriffe von Ehre, als Sie!"

„Ich denke unter Cavalieren," versetzte Rotenhan ernst, „kann keine Verschiedenheit der Ansicht darüber sein!"

„Unter Cavalieren?" rief Pendrecht und schlug eine grobe Lache auf, „ich bin kein Cavalier, ich bin ein Weltbürger!"

Diese Aeußerung rief einen Sturm von Unwillen

hervor, von allen Seiten tönten Worte der Mißbilgung.

„Ich bin ein Weltbürger!“ wiederholte der Graf mit der Hartnäckigkeit eines Halbtrunkenen, „ja Weltbürger, der höchste Titel, den der Mensch führen kann!“

Jetzt ließ sich der Unwille der Offiziere nicht länger beherrschen.

„Lieber Troßknecht als Weltbürger!“ rief der Lieutenant von Nassau zorn- und weinglühend; die sonst so gutmüthige „Seitenlinie“ war ganz außer sich.

„Jeder nach seinem Geschmack,“ erwiderte Pendrecht, den der Wein und die innere Wuth witzig machte, „ich bin Weltbürger!“

„Zum Teufel mit diesem Weltbürger!“ donnerte Löffelholz.

Es entstand ein unbeschreiblicher Tumult, der sich indessen augenblicklich legte, als die tiefe Stimme des Feldmarschallieutenants erklang: „Ich bitte, meine Herren, was giebt es denn?“

Der Freiherr zum Jungen schritt heran und wiederholte seine Frage, indem er vor der Gruppe der Offiziere stehen blieb, die sich sämmtlich erhoben hatten;

nur Graf Pendrecht war sitzen geblieben, sah sich spöttisch lächelnd um und versicherte immer wieder: „Ich bin ein Weltbürger!“

„Nun, bei Sanct Wilhelm, aller ehrlichen Soldaten Schutzpatron!“ rief der Feldmarschalllieutenant, welcher der Sache noch jetzt eine scherzhafte Wendung zu geben versuchte, „Sie sagen uns da eine verdammte Neuigkeit, Graf Pendrecht, Weltbürger sind wir Alle, dieses Glück theilen Sie mit uns Allen, aber wir sind nicht nur Weltbürger, sonderu noch etwas mehr, kaiserliche Offiziere nämlich, und darum, nehmen Sie die Gläser, meine Herren: Hoch lebe Seine Majestät der Kaiser!“

„Vivat Josephus, semper Augustus!“ antworteten die Offiziere und leerten die Gläser.

„Es lebe Joseph, der Philosoph auf dem Thron!“ schrie der unverbesserliche Pendrecht hinter her und leerte ebenfalls sein Glas.

Da er sich dabei erhoben hatte, so faßte ihn der Feldmarschalllieutenant ohne Weiteres unter den Arm und zog ihn mit sich fort in ein Nebenzimmer, dort setzte er ihn auf einen Sessel am offenen Fenster und sagte gutmüthig: „Kind, großes Kind, was machen

Sie für Streiche? hier bleiben Sie sitzen und rühren sich nicht, bis ich wiederkomme; wer den Ungarischen nicht vertragen kann, der muß ihn nicht trinken! Sitzen geblieben, Achtung!"

„Ich bin ein Weltbürger!" stammelte Pendrecht, dessen Rausch jetzt durch den letzten Becher vollständig geworden war und senkte müde das schwere Haupt auf die Brust.

Lachend kehrte der Freiherr zum Jungen zu seiner Gesellschaft zurück, welche er in bedeutender Aufregung fand, er ließ sich nun erzählen, was geschehen, beruhigte nach allen Seiten hin, vertheidigte hier und schalt dort, sah sich auch bei seinen Bemühungen trefflich unterstützt durch den Hauptmann von Rotenhan, der ebenfalls gern jedes Aufsehen vermieden hätte. Es gelang diesen Bemühungen wirklich, die Aufgeregten für's Erste zu beschwichtigen und es war der unangenehme Zwischenfall beinahe vergessen, als der Feldmarschallieutenant den weisen Rath gab, einem Kameraden, welcher sich in unangenehmer Stimmung befinde, sofort so stark als möglich zuzutrinken, wenn derselbe dann nicht heiter werde, so werde er doch trunken und in diesem Zustande wenigstens unschädlich.

Der Hauptmann von Rotenhan fand Gelegenheit einige Augenblicke allein mit dem Feldmarschalllieutenant zu reden. Je mehr dieser vorzügliche Offizier innerlich davon überzeugt war, daß der Graf von Pendrecht bereits Gesinnungen hege, die unverträglich mit den Pflichten eines Chvaliers und Offiziers, je fester er entschlossen war, diesen Gesinnungen und ihrem Träger energisch und unablässig entgegen zu treten, desto mehr hielt er sich auch verbunden, dem unglücklichen jungen Mann jede mögliche Entschuldigung zu gönnen. Aus diesem Grunde machte er den Feldmarschalllieutenant darauf aufmerksam, daß Graf Pendrecht in seine überreizte Stimmung erst durch die Erzählung des Cürassier-Lieutenants gerathen sei; da die erwähnte Affaire in Böhmen spiele, so sei es möglich, daß der Graf mit der Heldin der Geschichte verwandt sei und dann sei sein Benehmen beinahe entschuldigt.

„Wurde der Name der Dame genannt? ich erinnere mich nicht mehr?" fragte der Feldmarschalllieutenant.

„Die Dame wurde Freifrau von Harras genannt, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht!" antwortete der von Rotenhan.

„Harras? sagten Sie Harras?“

Der Freiherr zum Jungen verrieth einen wirklichen Schreck.

„Harras, Excellenz,“ erwiederte der Hauptmann, „ich glaube nicht, daß ich mich täusche, der Name wurde zwar nur ein Mal beiläufig genannt, indessen bin ich ziemlich sicher.“

„Es ist merkwürdig, daß ich den Namen überhört habe,“ meinte der Feldmarschalllieutenant kopfschüttelnd, „ich würde die Geschichte unterbrochen haben; wissen Sie denn nicht, daß die Gemahlin des Grafen, die kleine allerliebste Frau, welche wir im letzten Winter zu Talbietla sahen, daß die eine Schwester des Freiherrn von Hrzan-Harras ist?“

„Es war meine Ahnung,“ sagte Rotenhan ernsthaft, „daß es sich um Verwandte handle!“

„Jetzt begreife ich Alles,“ erklärte der alte würdige Herr, „muß denn der Teufel den Cürassier plagen, die Geschichte gerade hier zu erzählen! Wahrlich es ist, solche Geschichten von der Mutter seiner Gemahlin hören zu müssen! ich kenne die Verhältnisse nicht näher, vielleicht schließen sie einen Makel für die Geburt der Gräfin Pendrecht ein! Hat der junge Mann von

dieser Geschichte schon vorher gewußt, dann ist's schlimm, hat er sie erst hier erfahren, dann ist's beinahe noch schlimmer."

„Er hat sie erst hier erfahren," versicherte Rotenhan bestimmt, „ich sah sein heftiges Erschrecken, als der Name genannt wurde, während er bis dahin ganz ruhig gewesen!"

„Der arme junge Mann!" sagte der Feldmarschall-lieutenant, „was ist nun zu thun? es ist gewiß nicht angenehm, wenn die Herren hier erfahren, daß die Heldin jener Geschichte die Mutter der Gräfin Penbrecht, andererseits aber muß jede Mißstimmung gegen ihn schwinden, wenn bekannt wird, was die Veranlassung zu seinem auffallenden Benehmen gegeben."

„Ich werde mit Eurer Excellenz Genehmhaltung," erbat sich der von Rotenhan, „den Heftigern der Kameraden in discreter Weise Mittheilungen machen, das wird, davon bin ich überzeugt, ausreichen, um jede nachträgliche Erörterung zu verhindern."

„Thun Sie das, mein lieber Rotenhan," stimmte der Freiherr eifrig zu, „ich verlasse mich auch in diesem, wie in allen übrigen Fällen, ganz auf Ihre bewährte Einsicht; bitte, sehen Sie auch nach dem jungen Mann

und sorgen Sie dafür, daß er unbehelligt nach Hause kommt. Sie wissen, daß ich dem Oheim des Grafen großen Dank schulde und Sie werden durch Alles, was Sie in dieser Angelegenheit thun, mich persönlich auf's Höchste verbinden."

Er drückte dem Hauptmann herzlich die Hand und ging zu seinen andern Gästen.

Nach einer ziemlichen Weile erst, als die Kerzen gebracht und die Spieltische arrangirt wurden, verließ Rotenhan die Gesellschaft; er hielt den Augenblick für geeignet, den Grafen ohne Aufsehen nach Hause zu führen, denn es dunkelte bereits stark.

Zu seinem Erstaunen, ja, fast zu seiner Bestürzung, fand er das Zimmer leer, in welches der Feldmarschallieutenant den Grafen gebracht und auf seine Fragen bei der Dienerschaft erfuhr er nichts; Keiner der Diener hatte den Grafen Pendrecht gesehen, die Schildwache erst berichtete ihm, daß der Herr Lieutenant vor beinahe einer Stunde schon passirt sei. Der Hauptmann ging sofort nach dem nicht fernen Quartier des Grafen, da er aber, von der Straße aus, die Fenster des ihm wohlbekannten Wohnzimmers hell erleuchtet und auch die lange Gestalt des Grafen hin-

und hergehen sah in dem Gemach, so beruhigte er sich und kehrte, keinen Grund zu einem Besuche findend, nach dem Markt und in die Gesellschaft des Feldmarschalllieutenants zurück.

Vielleicht wäre er doch aus purer Barmherzigkeit hinaufgestiegen, wenn er eine Ahnung von den Gedanken gehabt hätte, mit denen sein junger Kamerad auf und abging.

Graf Pendrecht hatte etwa eine Viertelstunde in dem Sessel geruht, zu welchem ihn der Freiherr zum Jungen so wohlwollend geführt, er hatte nicht geschlafen; er richtete sein Haupt mit einem plötzlichen Ruck empor und fühlte sich zwar unbehaglich, nahm aber zugleich auch war, daß sein Rausch fast verflogen war. Graf Pendrecht hatte den Wein nie geliebt, auch gehörte er zu den Menschen, auf deren Organisation der Wein nur sehr schwer wirkt, er hatte, obgleich er schon öfter in der Lage gewesen, Wein trinken zu müssen, doch noch nie einen Rausch gespürt und nachsinnend erkannte er bald, daß nur die innere Aufregung, die Wuth, in welcher er sich nach der Erzählung des blutigen Abenteuers der Frau von Harras befunden, dem Weine diese Macht über ihn gegeben.

Je mehr der Rausch verflog, desto mehr gewann's die Wuth wieder über ihn. Er recapitulirte in seinen Gedanken den ganzen Gang des Gespräches und je klarer er sich Alles dessen entsann, was gesprochen worden, desto rasender war sein Zorn. Das unbestimmte Mißtrauen, welches er schon in Talbietla gegen den Domherrn, gegen den Magister, ja gegen seine Gemahlin selbst gehegt, jenes Mißtrauen, welches nur durch den mächtigen sinnlichen Eindruck, den die Reize der guten Claralies auf ihn machten, nieder gehalten worden, fand jetzt Bestätigung; er wußte nun, daß in Talbietla eine Verschwörung stattgefunden, daß man ihn listig zur Vermählung mit Claralies verlockt, mit der Tochter jener Mutter, von der man solche Geschichten erzählte! Vielleicht hatte der Domherr sich lachend gerühmt gegen den Cürassierlieutenant, daß es ihm doch gelungen sei, einen Gimpel zu fangen und die Tochter jener übelberufenen Freifrau an den Mann zu bringen, — kalter Schweiß trat dem Grafen vor die Stirn, als er das dachte.

Was hatte der Domherr, was der Magister für ein Interesse gehabt, Claralies so hastig mit ihm zu vermählen? rasender, eifersüchtiger Zorn und brennen-

des Gefühl empfangener Schmach machten den Grafen fast wahnsinnig.

In dieser furchtbaren Stimmung galt ihm die doch so sehr zweifelhafte Schuld der Freifrau für erwiesen, die Schuld der Mutter aber war an sich schon die Schmach der Tochter, welche man ihm listig zur Gemahlin gegeben; es galt ihm für ausgemacht, daß Claralies ihn betrügen müsse, wie ihre Mutter ihren Gemahl betrogen; in seinem eifersüchtigen Wahn schonte er Niemanden, der Domherr, der Magister Bodinus, sie Alle waren seines Weibes Liebhaber gewesen, ja, selbst gegen den greisen Großoheim hegte der Wahnsinnige Verdacht, denn er erinnerte sich einiger unschuldiger Liebkosungen und war denn der Fürst nicht am meisten erfreut über die Heirath gewesen?

Es waren zwei Sprichwörter, de dem unglückseligen Mann immer wieder in den Sinn, ja, immer wieder auf die Lippen kamen: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“ und „Alter schützt vor Thorheit nicht!“ Das erste wendete er auf die Tochter der Freifrau von Harras, das zweite auf die vermeinten Liebhaber seiner Gemahlin an.

Es war eine wirkliche Erleichterung für Pendrecht,

daß er seine Gedanken zuweilen noch von diesen furchtbaren Vorstellungen abwenden und auch an das denken konnte, was weiter an der Tafel des Feldmarschalllieutenants geschehen. Er entsann sich seines Disputs mit dem von Rotenhan, nach und nach wußte er fast jedes Wort, welches gesprochen worden war und empfindlich im höchsten Grad für seine kleine eitle Seele war es, als sich ihm die Ueberzeugung unabweislich aufdrängte, daß er sich kindisch betragen habe und zwar Männern gegenüber, denen er durch sein männliches, ächt soldatisches Wesen imponirt zu haben, sich bis dahin eingebildet hatte.

Die tiefe Wahrheit, die in dem guten deutschen Liede scherzhaft ausgesprochen wird: „Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist kein braver Mann!" kam hier wieder zu Tage. Wie ein braves Lied eine Parodie verträgt und doch in seinem ganzen Werth stehen bleibt, so verträgt ein wirklich braver Mann auch einen Rausch. Es ist nichts an den Liedern, die durch eine Parode lächerlich werden, es ist nichts an den Männern, die keinen Trunk wagen, aus Furcht, sich in der Weinlaune lächerlich oder verächtlich zu machen.

Für Graf Pendrecht war der tiefe Verdruß darüber, daß er sich vor den Kameraden lächerlich gemacht hatte, eine Rettung, denn er brach den Zorn über seine Gemahlin, der so rasend war, daß er ihn wahrscheinlich wirklich wahnsinnig gemacht oder getödtet haben würde.

Erst als der bedauernswerthe junge Mann alle diese furchtbaren Gedanken doppelter Qualen durchgedacht und mehrfach recapitulirt hatte, als er sich völlig bewußt seines tiefen Elends, das nicht weniger entsetzlich, ja eigentlich noch entsetzlicher war, weil es zum größesten Theil auf verkehrten Einbildungen beruhte, erhob er sich, um das Quartier des alten biedern Freiherrn, der es so herzlich wohl mit ihm meinte, zu verlassen. Er war fest entschlossen, niemals Einen der Kameraden wieder zu sehen. Unbemerkt von der Dienerschaft kam er in's Vorzimmer, er nahm Hut und Mantel und schritt mit einem gräulichen Fluche in's Freie hinaus.

Die Abendluft kühlte ihm wohlthätig die glühende Stirn und die fieberheißen Schläfen; er ging ganz langsam, er fühlte seine Füße schwer wie Blei, er dachte einen Augenblick daran, noch einen Gang in's

Freie zu machen, um die Wohlthat der kühlen Luft länger zu genießen, aber er vergaß diesen Gedanken und schritt langsam, ohne es eigentlich zu wollen, seiner Wohnung zu.

Es war ihm, als zöge ihn sein Verhängniß dort hin, und als weigerten sich seine Füße, ihn zu tragen.

So erreichte er seine Wohnung; sein Diener, ein Prager Kind, stand mit lachendem Gesicht unter der Thür. Dem war sichtlich eine große Freude passirt, denn er sah nicht das auffallend verstörte Antlitz seines Herrn, sondern rief dem Herantretenden freudig entgegen: „Ein Courier, hochgräfliche Gnaden, ein Courier von Seiner hochfürstlichen Durchlaucht!"

„Schweigen, Narr!" entgegnete der Graf heftig und barsch.

Bestürzt wich der arme Kerl bei Seite, der Graf stieg die Treppe empor mit Schritten, die schwer, wie die des steinernen Gastes waren.

Als sich der ehrliche Prager Junge von seinem Schrecken über die unholde Abfertigung etwas erholt hatte, begann er doch wieder zu lachen und sprach heiter vor sich hin: „Er ist immer ein überaus Wüster gewesen, er konnte nicht wissen, was mir Jobst

Hügel, der Courier erzählt, der wird Augen machen, ich denke, es wird nicht lange dauern, daß er mit hellem Angesicht herab kommt und uns die Kaiser-gulden und die Mutter-Gottes-Dukaten ungezählt hin-wirft vor Freuden, denn es ist ein großes vornehmes Haus und das kommt doch nicht alle Tage vor!"

Der einfache Menschenverstand von Prag in der Bedientenjacke hatte sich ganz garstig verrechnet, der Herr Graf ließen sich nicht wieder sehen und mit dem hellen Gesicht war's so wenig was, wie mit den Mutter-Gottes-Dukaten. Kopfschüttelnd saß der Pra-ger unten in der Bedientenstube nebst Jobst Hügel von Niederland, dem fürstlich Salvoral'schen Courier, der mindestens auf eine Handvoll Goldstücke, als Extrabelohnung für seinen Courierdienst von Talbietla bis Alost, gerechnet hatte und nun verdrießlich bei einem Kruge des trüben säuerlich dünnen Bier's saß, welches zu Brüssel gebraut wird und „Faro" heißt. Er bemerkte zum dritten Male schon, daß ihm das Prager Bier besser schmecke und daß das gar keine Manier wäre, einen Mann zu empfangen, der als Courier mit einer solchen Botschaft komme, einen Mann,

dessen Familie dem fürstlichen Hause nun schon in der dritten Generation diene.

Was aber hatte denn der Courier für eine absonderliche Botschaft gebracht.

Seine Couriertasche lag oben auf dem Schreibtisch des Grafen, zwischen den angezündeten Kerzen, aber der Graf hatte es noch nicht passend gefunden, die Hand auch nur auszustrecken nach den Botschaften aus der Heimath.

Von seinen düstern und schweren Gedanken beherrscht ging Pendrecht bald schnell, bald langsam auf und ab in dem Gemach, welches die größeste Einfachheit in einer so geflissentlichen Weise zur Schau trug, daß Jeder, der sich etwas auf Menschen verstand, schon beim Eintritt lächeln mußte.

Eine hölzerne Bank unter den Fenstern, eine hölzerne Pritsche, darauf ein mit Leder überzogener Pfühl und ein alter Mantel, ein schlechter Tisch mit Büchern und Schreibmaterial und einen Sessel davor, das war das Ameublement, die ganze Ausstattung. Solche Einfachheit kann passend, unter Umständen sogar ehrwürdig sein, hier aber war's in die Augen fallend, daß der Bewohner des Zimmers nicht die Einfachheit

liebte, sondern Einfachheit, Bedürfnißlosigkeit zeigen wollte, um an seine Ideale, an Friedrich und Joseph zu erinnern. Hatte der unglückselige Querkopf nie gehört, daß der große König in Sanssouci und der mächtige Kaiser in seiner Hofburg, daß sie Kunstschätze sammelten, daß ihre Einfachheit nicht das Produkt einer Berechnung war? Es ist viel leichter, die Großen der Erde, die Großen im Reich des Geistes zu kopiren in ihren kleinen Eigenschaften, in ihren Schwächen und Unliebenswürdigkeiten, als sie zu verstehen in ihrem, die Zeiten bestimmenden Wandel! Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten und in der Nachäffung der Schattenseiten großer Menschen durch Kleine und Kleinste, da ist eine Hauptquelle der Unvernunft, des Unsinns und der Lächerlichkeit Vieler, die sich dann noch auf das erhabene Vorbild berufen und ihre albernе Nachäffung bewundert wissen wollen!

Mehr aus Zufall, als aus Neugierde öffnete Graf Pendrecht endlich, vor seinem Tische stehend, die Couriertasche und nahm den großen Brief heraus, der mit dem Cabinetssiegel seines Großoheims verschlossen war. Der junge Mann lächelte bitter, denn die Aufschrift zählte in französischer Sprache alle seine Titel

auf und er erkannte in den Schriftzügen die Hand eines Mannes, den er sich fast gezwungen hatte, als seinen Feind zu betrachten. Es war ihm, als schaue er in das wohlwollende und zugleich geistvolle Antlitz des Magisters Bodinus. Er riß das Siegel herunter, entfaltete das Blatt und las, dunkelroth wurde sein Antlitz, er ließ das Blatt sinken und starrte mit höhnisch verzogenem Antlitz darauf nieder. Plötzlich setzte er sich nieder, zog das Licht näher und nahm den Brief noch ein Mal auf.

Er war entschlossen, so viel Gift als irgend möglich aus diesen Zeilen zu saugen und mit heller Stimme, ganz langsam, las er wie folgt: „Hochgeborner Herr Graf, gnädiger Herr! Eure hochreichsgräflichen Gnaden habe ich die Ehre und die Freude, auf Serenissimi Befehl hierdurch gehorsamst anzuzeigen, daß Ihro der Frau Gräfin, hochdero Frau Gemahlin Gnaden so eben eines gesunden und starken Sohnes unter des allmächtigen Gottes heiß erflehten Beistande zwar schwer, aber glücklich genesen sind. Ihro der Frau Gräfin Gnaden Glückseligkeit, die Freude Serenissimi, so wie Ihro der Frau Prinzessin Wonne sind ganz unaussprechlich groß. Das hohe fürstliche

und gräfliche Gesammthaus, Alles was ihm anverwandt und befreundet, die ganze Unterthanenschaft in Talbietla ist durch dieses jungen Gräfleins Geburt in die höchste Freude versetzet worden. Der hochwürdige Herr Dechant hat so eben die Dankfeier in der Kirche angeordnet und die gesammte hohe Familie lassen Euer hochgräfliche Gnaden ersuchen, doch sofort Urlaub zu verlangen und hierher zu eilen, um Theil zu nehmen an der Freude; das Tauffest, welches Serenissimus hoch feiern wollen, selbst anzuordnen und zu genehmigen, daß das junge Herrlein, welches, auf Befehl Serenissimi, zunächst den Titel eines Grafen von Podiebrad und Talbietla führen wird, den Namen des heiligen Georg, des Schutzpatrons aller christlichen Ritter trage, auch zur Erinnerung an den großen böhmischen König Georg Podiebrad, welcher zur hohen Verwandtschaft des fürstlichen und gräflichen Hauses gezählt wird. Es ist mir nicht vergönnt, ein Mehreres hinzuzufügen, denn Jobst Hügel, der als Courier gehen soll, wartet schon seit gestern Abends, als die ersten Wehen kamen und Serenissimus, höchstwelche ganz jung vor Freuden geworden, drängen zur Absendung. Ich freue mich herzlich, daß ich als Einer

der ältesten und treuesten Diener des hohen Salvoral-hauses, das Glück und die Ehre habe, nun Euer hochreichsgräflichen Gnaden den ersten Glückwunsch zu Füßen legen zu können. Die erlauchte Frau Gräfin und das junge Herrlein, Serenissimus und Ihro der Frau Mutter Durchlaucht befinden sich Alle im erwünschten Wohlsein. Gott erhalte das hohe Haus! Mit diesem aufrichtigen Herzwunsche bitte ich Euer hochreichsgräfliche Gnaden ganz gehorsamst, mein weniges und eiliges Schreiben zu entschuldigen und verharre in tiefster Unterthänigkeit u. s. w.‟

Eine schneidend helle, böse Lache schlug der Vater auf, dem die Geburt seines Sohnes gemeldet wurde; ein wilder Fluch fogte; betrogen, schmachvoll betrogen, grausam verspottet dazu, wähnte sich der verkehrte Mensch in seiner Thorheit. Er überlegte nichts, er dachte an keine Untersuchung; die Verheimlichung der Hoffnung, die in der rührendsten Liebe geschehen war, galt ihm für ein Zeichen des Schuldbewußtseins der Gemahlin. Für edle Menschen ist es ein Schmerz, sich betrogen zu sehen, für kleine Leute eine Beleidigung und beruht diese Beleidigung überdem nur im Wahn, so stachelt sie auch zu wahnsinniger Rache.

VIII.

Ueber die Grenze nach Frankreich hinein.

„Es zieht mich in die Ferne fort,
In fremde, and're Gründe,
Und wenn ich's auch nicht besser dort,
Wenn ich's nur anders finde.“

(B. Paoli.)

Achtes Capitel.

Ueber die Grenze nach Frankreich hinein.

Am andern Morgen saß der Graf von Pendrecht erschöpft auf seiner harten Pritsche; die Augen waren matt, die Gesichtszüge häßlich schlaff und bleich, er hatte die ganze Nacht hindurch Briefe geschrieben; lange Briefe voll unklarer, verworrener, weitschichtiger Sätze, so wie das seine Weise war. Briefe an seine Gemahlin, an seinen Großoheim, an den Magister Bodinus, die gefüllt mit Gift und Galle waren, strotzend von Hohn und Frechheit, von Unsinn und Ungerechtigkeit. Nur an seine Mutter hatte er keinen Brief geschrieben, oder vielmehr er hatte den an sie gerichteten Brief wieder vernichtet, vermuthlich hatte

sich doch ein Rest kindlichen Gefühls in ihm gesträubt gegen die Absendung des beinahe niederträchtigen Schreibens. Aber nicht nur an seine Familie hatte Pendrecht geschrieben, es lagen da auch noch zwei Schreiben, das Eine an den Hauptmann von Rotenhan, das Andere an den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn zum Jungen gerichtet. Beide Briefe waren eines gleichen Inhalts, sie enthielten ein Urlaubsgesuch, welches durch ein „glückliches Familienereigniß" motivirt war.

Zum Tode erschöpft war der unglückselige junge Mann, dennoch fühlte er sich nur geschlagen, aber nicht besiegt, er hatte in den Briefen, die er geschrieben, bereits gezeigt, wie er selbstgefällig meinte, daß er noch nicht besiegt sei. Er verglich sich im Geiste, der Narr! mit dem großen preußischen Friedrich, er kopirte das bekannte Bild des gewaltigen Heerkönigs, welches denselben nach der Niederlage bei Collin auf einer Brunnenröhre sitzend und über neue Schlachtpläne sinnend darstellt.

„Mag Bodinus sich für den Grafen Heinrich Daun halten," dem wackern Magister kam solche Narrheit gar nicht in den Sinn, „mag er sein Schle-

sien, seine Gräfin bereits für gerettet halten, ich bin Friedrich!"

So flüsterte Pendrecht in knabenhafter Eitelkeit vor sich hin und tröstete sich innerlich durch so kindische Spielerei. Uebrigens sehr passende Vergleiche für einen Kaiserlichen Offizier; Graf Pendrecht aber war ja ein „Weltbürger" wie wir wissen.

Als der Morgen graute ließ er seinen Diener heraufkommen, der aber erschrak so über seines Herrn verstörtes Aussehen, über dessen schroffe Sprechweise, daß er gar nicht wagte, seinen Glückwunsch anzubringen und das war sein Glück! Graf Pendrecht übergab ihm die Couriertasche mit dem Auftrage, daß der Courier unverzüglich nach Talbietla zurückkehren solle. Es kam ihm dabei wohl der Gedanke, daß er eigentlich dem Ueberbringer der Nachricht von der Geburt seines Sohnes ein Geldgeschenk machen müsse, wenn er loses Gerede vermeiden wolle, er war nicht geizig, es fiel ihm aber ein, daß Carl von Schweden, Friedrich und Joseph auch den Ruhm großer Sparsamkeit hatten, und so gab er denn dem Boten nicht das kleinste Geschenk. Er wußte nicht, daß die drei Monarchen, die er karrikirte, indem er sie nachahmte,

mit ächt fürstlicher Großmuth und Freigebigkeit zu belohnen wußten, unbeschadet ihrer sonstigen weisen Sparsamkeit.

Der Courier Jobst Hügel von Niederland, den Namen Jobst trug er zu Ehren des alten Bettlers Jobst unter der Esche, der seines Vaters Freund gewesen, ritt fluchend über die Filzigkeit des jungen Herrn von dannen und der Diener des Grafen war ganz der Ansicht des Couriers.

Pendrecht fühlte sich sehr erleichtert, als der Courier fort war, und als er eine Stunde später auch seine Urlaubsgesuche abgesendet hatte, schlief er, als habe er nun alle seine Pflichten auf's Beste erfüllt, fest ein und schlief, bis ein harter Schlag an seine verschlossene Thür ihn weckte.

„Wer da?" fragte er, auffahrend aus seinem Schlummer.

„Lieutenant Buchhorn!" antwortete eine barsche Stimme.

Der Graf beeilte sich die Thür zu öffnen.

„Sind mir zuvorgekommen!" rief er, sichtlich erfreut.

„Ist Husaren = Manier!" lautete die Antwort, „guten Morgen!"

Der Eintretende war wirklich eine echte Husarenfigur, kurz, gedrungen, festgestellt auf zwei derbe, etwas krumme Beine, im Gesicht einen langen pechschwarzen Schnauzbart, dabei aber den Ausdruck thierischer Schlauheit und Verwegenheit, ungefähr wie ein Marder oder ein Iltiß aussieht. Die dunkeln Augen funkelten stark, die Blicke hatten etwas Freches, Zudringliches, Begehrliches.

„Wollte zu Ihnen schicken!" sagte Graf Pendrecht und übersah es ganz, daß ihm der Husar die Hand bot; er übersah es nicht absichtlich, die Leute von guter Gesellschaft aber hatten damals noch nicht die englische Gewohnheit des Händeschüttelns angenommen.

Der Lieutenant gerieth darüber nicht in Verlegenheit, aber ein boshaftes Lächeln schwebte einen Augenblick um seinen spitz vorspringenden Mund, ihn verdroß die aristokratische Manier des Grafen, doch fragte er:

„Kann ich Ihnen einen Dienst leisten?"

„Können es!" sagte Graf Pendrecht.

„Lassen Sie hören," entgegnete Buchhorn, drehte

sich um und legte sich auf die harte Pritsche, auf welcher er sich gemächlich dehnte.

Der Graf stutzte, er hatte noch viel zu sehr die Gewohnheit der guten Gesellschaft, um sich nicht durch das Benehmen des zudringlichen Gesellen verletzt zu fühlen, doch das dauerte nur einen Augenblick, denn im nächsten verfehlte seine treffliche Philosophie nicht, ihm anzuzeigen, daß das Alles leere Form sei, auf welche Philosophen und Weltbürger durchaus keinen Werth zu legen hätten.

„Habe Urlaub genommen," erklärte Pendrecht, sich auf seinen Schemel setzend, „gehe heute noch ab, kleine Reise machen, fragen, ob Sie mich begleiten wollen?"

Der Husar richtete sein Haupt auf, stützte die Wange in die hohle Hand und sagte, den Grafen betrachtend:

„Sie sehen verdammt blaß aus, Pendrecht, was hat's gegeben?"

Immer und immer wieder fühlte sich der Graf verletzt durch die Manieren Buchhorn's, aber seine Philosophie half ihm stets hinüber und nicht ohne Glück die ungeschliffene Art des Husaren nachahmend, entgegnete er:

„Das thut nichts zur Sache, frage Sie, ob Sie mich nach Paris begleiten wollen?“

„Haben Sie Geld?“ fragte Buchhorn.

Der Graf nickte ungeduldig.

„Wie viel?“ fragte der Unverschämte geradezu.

„Hölle und Verdammniß!“ schrie der Graf aufspringend.

„Wie viel haben Sie in der Kasse?“ beharrte unerschütterlich der Husar.

„Viertausend Dukaten etwa!“ sagte der Graf kleinlaut und setzte sich nieder.

Die unverschämte Sicherheit Buchhorns hatte ihn völlig entwaffnet.

„Sie können hoffentlich über fernere Nachschüsse disponiren?“ forschte der Husar weiter, indem er sich wieder niederlegte und sich lang ausstreckte.

Der Graf zitterte vor Aerger, aber er fuhr nicht auf wie vorher, sondern entgegnete ganz kleinlaut: „Ich begreife nicht, warum Sie mich in dieser Weise examiniren?“

„Ist nothwendig,“ sagte Buchhorn kurz, „also wie steht's mit den Nachschüssen?“

„Ueber die Einnahme von Pendrecht kann ich

jedenfalls disponiren," berichtete der Graf nun, als stünde er vor seinem Vorgesetzten, „das sind aber höchstens sechstausend Thaler, ob mir mein Oheim noch Zahlungen machen wird, weiß ich nicht."

„Hm! viertausend Dukaten und sechstausend Thaler," überlegte der Husar, „ich denke, es wird zur Noth gehen, wenn's auch für Zwei etwas wenig ist!"

„Aber ich bitte Sie, Buchhorn," raffte sich der Graf jetzt auf, „warum fragen Sie nach diesen Dingen? sind die Dukaten nicht ausreichend für eine Pariser Reise?"

„Nein," versetzte der Husar hart, „denn wir treten eine Reise an, von welcher wir nicht zurückkehren!"

„Das ist aber gar nicht meine Absicht!" rief Pendrecht erstaunt.

„Absicht oder nicht," erwiederte der Andere, „wir kommen nicht zurück aus Paris!"

„Wer will mich hindern?" fragte der junge Mann trotzig.

„Die Freiheit, die Dienste, welche Sie dem Menschengeschlechte in Paris leisten werden!" lautete die Antwort.

„Mag sein!" sprach der Graf nach augenblicklichem Nachsinnen, „daß ich nützlich werden kann, wie Sie meinen, aber ich begreife doch nicht, wie das meine Rückkehr verhindern könnte!"

„Sie werden es sehen!" warf Buchhorn mit ruhiger Gewißheit hin.

Es entstand eine Pause in dem Gespräch; Pendrecht schwieg, weil er nicht wußte, was er dieser Bestimmtheit gegenüber sagen sollte und er wußte es nicht, weil er eben auch nicht wußte, was er thun wollte. Freilich war auch ihm schon der Gedanke gekommen, den kaiserlichen Dienst zu verlassen, es war ihm zu peinlich, die Kameraden, die Zeugen der Scene vom Tage vorher, wiederzusehen, und dennoch wagte er es kaum, diesen Gedanken zu Ende denken; das verhinderte seine mächtige Liebe zum Exercierplatz, er mußte Soldaten exerciren, Rekruten drillen, das schien ihm eine nothwendige Lebensbedingung. Lieutenant Buchhorn schwieg auch, aber nicht aus Verlegenheit, solche Empfindung kannte die unverschämte Sicherheit dieses Mannes gar nicht, er schwieg aus Berechnung, er ließ lieber den Grafen Pendrecht reden, er zwang diesen zu reden, denn er

wußte bereits, daß dieser eigenthümliche Philosoph so unglücklich war, sehr oft Dinge zu sagen, die man später trefflich benutzen konnte, um ihn durch seine eigenen Worte zu Handlungen zu zwingen, die er selbst für Unrecht hielt.

Graf Pentrecht war nämlich durchaus nicht seines Wortes Knecht, in dem Sinne, in welchem es die loyalen Cavaliere früherer Zeiten waren, aber die thörichte Sucht in ihm, als ein Philosoph und als stets folgerichtig redend und handelnd zu erscheinen, hatte eine falsche Scham in ihm erzeugt, durch welche ihn Buchhorn geradezu tyrannisirte. Mit den Worten: „Sie müssen consequent handeln, Graf, denn Sie haben selbst gesagt, daß das so oder so sei!“ zwang der listige Husar den Querkopf zu allen möglichen Dingen. Oft hatte der Graf keine Silbe von dem gesagt, was ihm Buchhorn in den Mund legte, bei der Unklarheit aber, die in den Ansichten und Meinungen des jungen Mannes herrschte, befand er sich nie in der Lage, mit vollkommener Sicherheit die Angaben seines Genossen bestreiten zu können, und so that er ohne Widerspruch Alles, was Buchhorn

verlangte, lediglich um nicht in den Verdacht zu kommen, daß er „inconsequent“ sein könne.

Es sind entsetzliche Menschen, diese eiteln Consequenzen-Macher! sie werden zur Noth Verbrechen begehen, um nur consequent bleiben zu können, ihrer Meinung nach nämlich, denn das ist eben das bodenlos lächerliche bei der Sache, daß die Meinungen über das, was consequent ist oder nicht, stets getheilt sind. Nicht die Dinge sind's, welche die Gemüther der Menschen bewegen, sondern die Meinungen, die sie von den Dingen hegen.

Buchhorn ließ sich durchaus nicht merken, wie unendlich lieb, wie hoch willkommen ihm der Antrag des Grafen war; Pendrecht wußte wohl, daß der Husar mancherlei Verbindungen mit Paris hatte, daß er schon öfter dort gewesen war, darum seine Einladung, denn seine eigentlich schüchterne Natur scheute sich, ohne Führer in Paris aufzutreten, was er sich freilich selbst nicht gestand; indessen glaubte er, daß die Verbindungen Buchhorns in Paris rein literarische Beziehungen wären, er verstand sich so wenig auf das wirkliche Leben, daß er keine Ahnung von dem gefährlichen Treiben des Lieutenants in den Nieder-

landen hatte. Er wußte nicht, daß derselbe seinen Vorgesetzten bereits verdächtig und zwar mit Recht verdächtig, denn Buchhorn war wirklich nichts mehr und nichts weniger als ein Agent der revolutionären Propaganda in Paris, welche ihn benutzte, um die erklärliche und bis zu einem gewissen Punkte berechtigte Unzufriedenheit mit den neuen Josephinischen Einrichtungen in Brabant und Flandern zur hellen Flamme anzublasen, die loyale Opposition zu vergiften und die niederländischen Provinzen des Erzhauses zur Revolte, zum bewaffneten Aufstande zu treiben. Buchhorn hatte geleistet, was er leisten konnte, er hatte geholfen, die belgische Revolution, das Vorspiel der französischen, in Scene zu setzen, trotz aller seiner Schlauheit dabei hatte er aber doch nicht hindern können, verdächtig zu werden und er stand auf dem Punkte zu flüchten, zu desertiren, um einer Entdeckung, die ihn vernichten mußte, zuvorzukommen. Man kann sich nun denken, mit welcher Freude er den Vorschlag des Grafen, ihn nach Paris zu begleiten, aufnahm. Die Frage des schlauen, herz- und gewissenlosen Abenteurers nach den Geldmitteln des Grafen war eine sehr erklärliche, denn die Löhne, welche die revo-

lutionäre Propaganda ihren Agenten damals zahlte, reichten bei weitem nicht aus für das schwelgerisch-liederliche Leben, welches er in Paris zu führen liebte. Er dachte bei dieser Frage lediglich an sich selbst, durchaus nicht an den Grafen, obgleich er recht gut wußte, daß derselbe durch seine Abreise mit ihm, dem Deserteur, in heillosen Verdacht gerathen und allerdings gezwungen sein werde, für die nächste Zeit wenigstens, auf die Rückkehr zu verzichten.

Uebrigens nahm er, um den Grafen nicht zur Besinnung kommen zu lassen, die Sache gleich in seine Hand, indem er, anscheinend nach längerer Ueberlegung, sagte: „Ich werde Ihren Reisemarschall machen müssen, lieber Graf, es ist das Beste, daß ich einen leichten Wagen für Sie kaufe; dann lassen Sie für heute Abend Postpferde bestellen und fahren nach Brüssel, es ist nicht nöthig, daß man hier weiß, wohin wir reisen. Sie werden um sechs Uhr abreisen und zwar allein, ich werde Sie unterwegs treffen. Ihren Diener nehmen Sie nicht mit, es wird das Sicherste sein, wenn Sie ihn mit irgend einem Auftrage nach Pendrecht schicken, auch er braucht nicht

zu wissen, wohin Sie reisen und Niemand darf erfahren, daß ich Sie begleite!"

Nachdem der Lieutenant so ganz dictatorisch seine Bestimmungen getroffen, setzte er mit einem seltsamen Lächeln hinzu: „Nicht wahr, lieber Graf, ich bin ein Hexenmeister? ich habe ganz genau Ihre Wünsche getroffen, — aber das ist kein Wunder, denn bei einem Manne, der stets consequent denkt und handelt, weiß Jeder, der selbst consequent zu denken versteht, ganz genau schon im Voraus, wie er handeln wird!"

Damit war der eitle Graf vollständig befriedigt und er erklärte sich hastig mit allen Anordnungen seines Reisegefährten einverstanden, damit dieser nur ja nicht auf den Gedanken komme, er sei inconsequent.

Er sah das höhnische Lächeln nicht, mit welchem Buchhorn das Zimmer verließ.

Unterdessen hatte ein Zufall stattgefunden, welcher dem Grafen sein Unternehmen sehr erleichtern mußte.

Wir wissen, daß Alost etwas befestigt war; nun hatte der Salvoral'sche Courier beim Einpassiren unter der Thorwache, die sich um ihn versammelte, während sein Courier-Paß vidimirt wurde, einige Landsleute entdeckt, denen er sogleich in der Freude seines Her-

zens, die noch nicht durch die unholde Mißachtung des Grafen niedergeschlagen war, mitgetheilt hatte, daß dem Grafen Pendrecht ein Sohn, dem großen Hause Salvoral ein Erbe geboren worden sei. Jobst Hügel, ein treuer Diener des Hauses, hatte sich schwer über die Gleichgültigkeit geärgert, mit welcher die Soldaten diese Nachricht aufgenommen, er begriff nicht, daß ein Böhme kalt bleiben könne bei dieser Kunde, denn er hatte keine Ahnung von dem Haß und dem Groll, welcher die Soldaten gegen den jungen Offizier beseelte. Vielleicht hätte die ganze Wache bei der Nachricht laut gejubelt, wenn sie eine Ahnung von dem Schmerz gehabt hätte, welcher durch diese Botschaft über den verhaßten „Leuteplager" kommen sollte. Jedenfalls hatte Jobst Hügel, der Courier, durch seine Schwätzhaftigkeit den geheimen Plänen seines Herrn mächtigen Vorschub geleistet, denn noch an selbem Abend wurden nicht nur der Hauptmann von Rotenhan, sondern auch der Feldmarschalllieutenant Freiherr zum Jungen, von der Niederkunft der Gräfin von Pendrecht in Kenntniß gesetzt und freuten sich darüber aufrichtig.

Als nun am andern Morgen, das durch ein „erfreuliches Familienereigniß" begründete Urlaubsgesuch

des Grafen einging, mußten beide glauben, daß der Graf Urlaub verlange, um sich nach Böhmen zu seiner Familie zu begeben, sie übersahen Beide, daß in dem Gesuche kein Reiseziel angegeben war und beschlossen, nach genommener Rücksprache, den Urlanb auf unbestimmte Zeit nicht nur sofort zu bewilligen, sondern auch dem jungen Mann schriftlich zur Geburt des Stammerben zu gratuliren und ihm glückliche Reise zu wünschen. Das Letztere thaten sie in Anbetracht der am Tage zuvor stattgefundenen Scenen, sie wollten der Empfindlichkeit Pendrechts die Beschämung ersparen, die für denselben in einer Zusammenkunft mit ihnen nothwendig liegen mußte. Der biedere Feldmarschallieutenant war ganz entzückt über das Ereigniß, welches ihm gestattete, also schonungsvoll gegen den Erben seines alten Kriegsmeisters verfahren zu können. Mehrfach wiederholte er: „Die Frau Gräfin sollte man in Gold fassen, sie konnte zu keiner gelegeneren Zeit für uns Alle in's Wochenbett kommen; da sieht man wieder, daß eine kluge Frau immer einem Manne aus der Noth helfen kann und wenn er noch so querköpfig ist!“

Die arme Claralies wußte gar nicht, was sie für dankbare Verehrer im fernen Flandern hatte!

Der Hauptmann von Rotenhan meinte noch, daß ihm die schnelle Abreise des Grafen Pendrecht auch darum besonders lieb sei, weil sie denselben von dem Lieutenant von Buchhorn trenne, dessen Umgang jedenfalls einen schlimmen Einfluß auf den jungen Mann geübt habe.

„Hat man noch nichts Bestimmtes gegen den elenden Kerl?" fragte der Feldmarschallieutenant, die Stirne in drohende Falten legend.

„Noch immer nicht," entgegnete der von Rotenhan achselzuckend, „obgleich ich in der festen Ueberzeugung bin, daß er es ist, der mit den Häuptern der Unzufriedenen in Brüssel Briefe wechselt. Neulich ist ein kaiserlicher Offizier, wie sich von selbst versteht, verkleidet, bei dem Agitator, dem Advokaten van der Noot gewesen, die Beschreibung paßt auf Buchhorn, aber freilich, ohne bestimmte Beweise können wir nicht vorgehen!"

„Ich hätte den Burschen längst festgesetzt!" rief der Freiherr.

„Die Vorsicht, die bedenkliche Situation würden eine solche Maßregel gewiß entschuldigen, aber Eure Excellenz haben ja selbst befohlen, daß erst Beweise

geschafft werden müssen!“ bemerkte der Hauptmanu bescheiden.

„Ja, ja, mein theurer Herr,“ entgegnete der Feldmarschallieutenant mit sichtlicher Verlegenheit, „Sie wissen nicht, ich hätte längst zugegriffen, aber ich habe Winke erhalten, welche ich nicht unbeachtet lassen darf, Winke von zwei Seiten her; kann ich von dem Halunken nicht klar und unwiderleglich beweisen, daß er ein Verräther ist, so stifte ich durch seine Inhaftnahme auf der andern Seite viel mehr Unheil, als ich auf der einen verhüte. Ich darf mich leider nicht, auch gegen Sie nicht, mein lieber Rotenhan, deutlicher aussprechen, ich will Ihnen nur sagen, daß der Bursche der Sohn einer Dame von einflußreicher Familie ist, welche einst von einem Franzosen verführt wurde, vielleicht hilft Ihnen derName Buchhorn auf die Spur!“

Der Freiherr zum Jungen brach hier die Unterredung ab und um die Mittagsstunde hatte Graf Pendrecht seinen Urlaub sowohl, als auch die schriftlichen Gratulationen der beiden Herren, die er wüthend mit den Zähnen in Stücke zerriß. Ihm galten der Feldmarschallieutenant und der Hauptmann von Rotenhan ebenfalls für Liebhaber seiner schuldlosen Gemahlin.

Graf Pendrecht verließ Aloſt genau zu der Stunde, welche ihm Lieutenant Buchhorn beſtimmt hatte und dachte gar nicht darüber nach, daß er den Befehlen und Anordnungen eines Fremden Folge leiſtete, der für ihn eigentlich nichts war. Gewöhnlich folgen diejenigen, welche ſich den legitimen Autoritäten entziehen und ſich in Unbotmäßigkeit verſteifen, Einflüſſen, welche ſie ſonſt verachtet haben würden. Das iſt eins der offenen Geheimniſſe der Revolutionen.

Eine Stunde etwa mochte ſeit der Abreiſe des Grafen Pendrecht von Aloſt verfloſſen ſein, als man dem Platzcommandanten einen unbekannten Menſchen vorführte, der aus der Umgegend von Brüſſel kam und ſich durch allerlei ſeltſame Reden die Verhaftung zugezogen hatte. Es war ein ländlicher Tagelöhner, der ſichtlich ſehr viel getrunken hatte und nun in ſeiner Laune bald die Patrioten hoch leben ließ, bald geheimnißvoll that und den Offizieren verſtohlene Winke in jener dummſchlauen Manier, welche den Halbtrunkenen eigen, geben wollte. Der Platzcommandant beobachtete den Burſchen eine ziemliche Weile und erkannte endlich, daß der Menſch eine Botſchaft an irgend einen Offizier habe, den er nicht

persönlich kenne. Da nun wie wir wissen, ein Verdacht auf Lieutenant Buchhorn ruhte, so ließ der Commandant alle andern Offiziere hinausgehen und sagte dann ernst: „Jetzt sind wir allein, gebt mir Eure Briefe für den Lieutenant Buchhorn!“

„Buchhorn! richtig Buchhorn, das ist der Name,“ rief der Mensch mit sichtlicher Freude, „richtig Buchhorn, ich hatte den Namen vergessen, aber Briefe habe ich keine, ich sollte den Lieutenant Buchhorn nur sagen, daß er sich gleich aus dem Staube machen müsse, denn er sei verrathen. Buchhorn, richtig Buchhorn!“

Auf diese wichtige Entdeckung hin, gab der Platzkommandant sofort seine Befehle und nach einer Stunde etwa meldete er dem Feldmarschalllieutenant, daß Lieutenant Buchhorn wahrscheinlich auf anderem Wege schon von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, Alost heimlicher Weise verlassen habe, also desertirt sei. Es berührte den alten Herrn sehr unangenehm, daß der desertirte Offizier zuletzt bei dem Grafen Pendrecht gesehen worden sei und daß er noch am Vormittag einen leichten zweisitzigen Wagen für diesen gekauft habe.

„Graf Pendrecht hat Urlaub genommen!“ rief

der Freiherr ärgerlich, er wollte mit diesem Ausruf seinen Unmuth bewältigen, denn er konnte sich der bösen Ahnung nicht erwehren, daß die Abreise des Grafen Pendrecht in irgend einem Zusammenhang mit der Desertion Buchhorns stehe und vergeblich wiederholte er sich alle Gründe, welche dagegen sprachen. Er fühlte das Bedürfniß, sich über den Weg, den Graf Pendrecht genommen, zu unterrichten, schrieb deswegen hastig einige Zeilen an den Fürsten von Solvoral, in welchen er demselben zur Geburt des Stammerben gratulirte und schickte damit einen seiner Ordonnanz-Dragoner dem Grafen Pendrecht auf der Straße nach Brüssel nach. Traf ihn der Dragoner auf diesem Wege allein, ohne Buchhorn, dann war er beruhigt. Am andern Morgen war der Reiter zurück, er brachte eine mit Bleistift geschriebene Empfangs-Bescheinigung des Grafen Pendrecht, den der Dragoner um Mitternacht etwa eingeholt hatte.

Jetzt war der Feldmarschallieutenant vollkommen beruhigt, er war überzeugt, daß sich der junge Mann auf dem Wege nach Böhmen befinde, um dort im Schooße seiner Familie Vaterfreuden zu genießen. Der Anschlag Buchhorn's war vollkommen gelungen,

die Abreise Pendrechts nach Brüssel hatte für's Erste wenigstens Jedermann getäuscht.

Unterdessen rollte der junge Mann von Brüssel aus, unaufgehalten der französischen Grenze und seinem Verhängniß zu.

Graf Pendrecht war ungeduldig wie immer, ungehalten darüber, daß Buchhorn zögerte, sich zu zeigen und die Stellung des vertrauten Reisebegleiters einzunehmen; er langweilte sich allein, denn für die Eigenthümlichkeiten der Landschaft und ihrer Bewohner hatte er kein Auge, weil er kein Interesse dafür hatte. So war er den ganzen Vormittag allein gefahren und der französischen Grenze schon ziemlich nahe, von Buchhorn hatte er noch nichts gesehen, da galloppirte ihm, kurz vor einer Poststation, einem kleinen Städtchen, ein Reiter entgegen, der zwar die Zipfelmütze, die blaue Blouse und die Holzschuhe der Landbewohner jener Gegend trug, aber des Grafen Aufmerksamkeit sofort durch die Schönheit des Pferdes, welches er mit Meisterschaft ritt, erregte. Pendrecht glaubte, es sei Buchhorn, der sich aus einem ihm nicht bekannten Grunde verkleidet habe. Der Reiter kam heran, er beugte sich in den Wagen, es war ein

völlig Fremder, aber er fragte rasch: „Ihr seid der Graf Pendrecht?“

„Der bin ich!“

„Ihr erwartet Jemanden?“

„Allerdings.“

„Wie viel Silben hat der Name dessen, den Ihr erwartet?“

„Zwei!“

„In der ersten Silbe des Namens kann man lesen, was thut man mit der zweiten?“ fragte der Fremde, der über den Schlag gebeugt, neben dem Wagen herritt.

„Man kann darauf blasen!“ antwortete der Graf mehr und mehr befremdet.

„Oder es Einem aufsetzen!“ lachte der Fremde, „übrigens Alles in Ordnung; lebt wohl!“

Damit reichte er dem Grafen einen offenen Zettel und ritt lachend davon.

Blutroth und zitternd vor Wuth saß der junge Mann, der in dem schlechten Witz, mit welchem der Fremde geschieden war, eine Anspielung gesehen hatte, im Wagen und hielt den Zettel in der Hand. Er las denselben erst, als er sich überzeugt hatte, daß der Postillon, welcher vom Sattel fuhr, sich nicht

umsah und wahrscheinlich den fremden Reiter am Schlage gar nicht bemerkt hatte, denn er hatte mit seinen Pferden zu thun, da der Wagen soeben über Steingeröll in einem tiefen Hohlweg hineinrollte.

Der Zettel enthielt nur einige Zeilen, sie lauteten: „Ich kann Euch erst morgen treffen, aber verlangt in der nächsten Post Pferde nach der Meierei von La Bogue, dort werdet Ihr einen jungen Mann finden, der Euch als Erkennungszeichen die erste Hälfte meines Namens geben wird, antwortet ihm mit der zweiten Hälfte, dann wird er Euch sicher über die Grenze führen. Befolgt alle seine Anordnungen. Auf Wiedersehen morgen.“

Der Zettel hatte keine Unterschrift, doch konnte Graf Pendrecht nicht zweifeln, daß er von Buchhorn komme und war sofort entschlossen, den Weisungen nachzukommen, denn ihm war es bereits peinlich, wenn nicht gar ängstlich, allein zu reisen. Pendrecht war nicht feige, ohne Zweifel würde er sich sogar in Reih und Glied mit Bravour geschlagen haben, es fehlte ihm aber völlig jene männliche Selbstständigkeit, die sicher ihres Weges geht; der junge Mann, der so eifersüchtig auf den Schein der Selbstständigkeit

war, so lange er sich auf glatten Boden befand, fühlte sich sofort verlassen und unsicher in diesen einigermaßen neuen Verhältnissen, seine Philosophie hatte ihm nur Raisonnements gelehrt und ließ ihn auf den ersten Meilen seiner Reise schon ganz kläglich in Stich, wenn sich seine Eitelkeit auch begreiflicher Weise das nicht gestand. Schon der Zettel Buchhorns war ihm erfreulich, denn er fühlte sich geleitet und geführt, das aber gereichte zu seiner Beruhigung.

Die Post befand sich in dem kleinen Orte auf dem Maretplatz und Graf Pendrecht mußte während des Umspannens bemerken, daß sich die Bevölkerung in einer Aufregung befand, welche offenbar ganz ungewöhnlich war, namentlich standen dichte Gruppen vor dem Posthause, welche lebhaft sprachen, doch entging ihm ganz, daß er selbst der Gegenstand der gespanntesten Aufmerksamkeit wurde, als er Pferde nach der Meierei von La Bogue verlangte. Pendrecht war nicht in Uniform, dennoch erkannte man in ihm auf der Stelle den Soldaten, auch war er seiner ganzen Art nach durchaus nicht im Stande, seine Manieren auch nur zu mildern. Als er davon fuhr, scholl ein Lebehochruf aus hundert Kehlen hinter ihm her. Dieser

Ruf erschreckte den Grafen, obwohl derselbe eine Ehrenbezeugung für ihn war, es war, so zu sagen, seine erste Begegnung mit dem, was man von da an anfing, ausschließlich „das Volk“ zu nennen und diese Begegnung machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn.

Uebrigens hielt das Volk, welches ihm ein „Hoch“ nachrief, ihn für einen Verbündeten, denn er bestellte ja Pferde nach der Meierei von La Bogue und diese Meierei war ein Hauptsammelplatz für die Patrioten, für die Gegner Oesterreichs in jenem Bezirk. Davon hatte der Graf keine Ahnung, er wußte nicht, daß nun blitzschnell die Kunde sich verbreiten werde, daß ein Offizier zur Versammlung nach La Bogue gereist sei. Buchhorn hatte das klüglich veranstaltet und auch dafür gesorgt, daß der Name dieses Offiziers genannt werde, dadurch schnitt er dem jungen Mann die Möglichkeit der Rückkehr ab und verschaffte sich selbst also die Sicherheit, in Paris von den Einkünften des Grafen zu leben.

Es mochte etwa vier Uhr Nachmittags sein, als dem Reisenden ein Wagen entgegen kam, bei dessen Anblick sein Postillon einen lauten Ruf der Freude ausstieß, sich dann sofort im Sattel umwendete und den Grafen bat, mit dem Kameraden tauschen zu

dürfen, der ihm entgegenkomme. Pendrecht gab seine Einwilligung und eilig spannten die Postillons um, in voller Freude, denn Jeder von ihnen kam auf diese Weise ein paar Stunden früher zu seiner Station zurück. Der Graf hüllte sich in seinen Mantel und kümmerte sich nicht um die Reisenden, welche in dem andern Wagen saßen und ihn sehr aufmerksam musterten. Wäre Graf Pendrecht nicht so völlig gleichgültig gegen Alles gewesen, was außerhalb des engen Kreises der Ideen lag, mit denen er sich ausschließlich beschäftigte, so hätte er bemerken müssen, daß die Reisenden ihn kannten und sich offenbar gewaltig wunderten, ihm auf diesem Wege zu begegnen.

Anderthalb Stunden später lenkte der Wagen in eine schöne Alle von Kastanienbäumen ein, an deren Ende die rothen Backsteingebäude der Meierei von La Bogue sichtbar wurden. Es war etwa in der Mitte dieser Allee, als plötzlich eine schlanke Gestalt über den Graben sprang und dem Postillon mit heller Stimme zurief: „Halt einen Augenblick, Fernand, ich glaube, daß ich eine Botschaft an Deinen Passagier auszurichten habe!“

Der Postillon hielt, es war offenbar ein Bekannter, der ihn bei seinem Namen anrief.

Der Fremde, welcher einen langen Mantel und einen breitkrämpigen Hut, welcher seine Gesichtszüge fast ganz verbarg, trug, trat an den Wagen und fragte höflich, ob er die Ehre habe, mit dem Herrn Grafen von Pendrecht zu sprechen.

Als der Graf bejaht hatte, fuhr der Fremde fort: „Ich komme von einem Ihrer Freunde, welcher mich beauftragt hat, Sie nach Frankreich zu führen und nach dem Ort, wo er morgen mit Ihnen zusammen kommen will. Als Erkennungszeichen soll ich Ihnen die Hälfte seines Namens geben!"

„Ich bitte Sie, mein Herr!" entgegnete Pendrecht ungeduldig, „ich bitte Sie einzusteigen, ich zweifle nicht, daß Sie von dem Lieutenant von Buchhorn mir entgegengesendet worden sind, ich begreife nur nicht, warum Buchhorn diese geheimnißvollen Geschichten anstellt, bitte steigen Sie ein!"

Der Fremde schwang sich leicht in den Wagen und nahm Platz an der Seite des Grafen, dann herrschte er dem Postillon zu: „en route!" und dahin flog dre Wagen.

Pendrecht musterte seinen neuen Reisegefährten auf-

merksam, der ihm lächelnd in's Gesicht sah; derselbe zeigte feine, wenn auch etwas scharfe Züge, frische Lippen, schöne Zähne, eine kühne Nase und feurige dunkle Augen.

„Jetzt haben Sie mich genug betrachtet, mein Herr Graf," begann der Fremde und legte sich bequem in seine Ecke, „hoffentlich gefalle ich Ihnen ebenso gut, wie Sie mir gefallen uud wir werden uns vertragen, so lange wir beisammen sind, laßt uns Freunde sein, Cinna!"

Der Fremde zog bei diesem klassischen Citat den Handschuh von der Rechten und reichte dem Grafen eine feine, wohlgepflegte Hand, an welcher ein Demantring blitzte. Pendrecht fühlte einen Händedruck, der ihn beinahe erschreckte und zugleich schlug er seine Blicke nieder vor dem Blitz, der ihm aus dem Auge des Fremden entgegen schoß. Was war das? Er war plötzlich verlegen, im höchsten Grade — wer war dieser Fremde, der so rein und fließend französisch sprach, wie er's kaum noch vernommen, der französische Klassiker citirte, Brillantringe trug und ihn so eigenthümlich anblickte?

„Sie antworten mir nicht, mein Herr?" fragte der Fremde und milderte den etwas scharfen Klang

seiner Stimme und zugleich warf er die Lippen in einer Weise auf, die ganz allerliebst war.

„Ich weiß nicht," stammelte der Graf blöde und verlegen, „ich bin überrascht, ich dachte nicht!"

Der Fremde lachte, der Graf sah ihm fast bestürzt in's Gesicht.

„Vielleicht glaubten Sie nicht," nahm der Erstere endlich das Wort, „daß Lieutenant Buchhorn im Stande sei, Ihnen einen Führer aus der guten Gesellschaft von Paris zu verschaffen?"

„Das ist's," rief der Graf erfreut, „Sie sind aus Paris, mein Herr?"

„Ich bin zu Paris geboren," entgegnete der Fremde nicht ohne einen Anflug von Stolz, „bis mich vor ein paar Monaten meine Geschicke in dieses barbarische Land führten!"

„Sie kennen Rousseau, Voltaire persönlich?" fragte der Graf hastig.

„Nein, mein Herr," versetzte der Fremde heiter lachend, ich war vielleicht ein Kind als sie starben, aber ich habe ihre Schriften gelesen oder ihre Stücke im Theater gesehen!"

„Theater!" rief der Graf, „ich werde Voltaire's „Zaire" in Paris sehen?"

„Gewiß, das werden Sie!" entgegnete der Fremde und begann nun mit einer Geläufigkeit und einer Sicherheit vom Theater zu sprechen, die den Grafen bald in Erstaunen, bald in Entzücken versetzte.

Das Theater hatte am Ausgange des vorigen Jahrhunderts eine Wichtigkeit und eine Bedeutung für die Geschellschaft gewonnen, von der wir uns gar keine Vorstellung mehr machen können. Frankreich dominirte auch in diesem Punkte der gesammten Gesellschaft. Das Frankreich vor der Revolution war vorzugsweise das Land der Komödie, der Oper, des Ballets; zu keiner Zeit hat das Theater und was dazu gehört, auch nur eine annähernd ähnliche Bedeutung gehabt, wie in Frankreich kurz vor der großen Umwälzung. Das Theater beherrschte die ganze Gesellschaft; man spielte Komödie in allen Salons, man hatte Aufführungen aller Art, im bürgerlichen Haushalt sowohl, wie im königlichen Schloß; das Theater war überall und es galt für ein Verbrechen beinahe in der guten Gesellschaft, einer ersten Vorstellung in der „Academie royale de la musique" nicht bei-

gewohnt zu haben oder die „Comédicus ordinaires du Roi“ nicht persönlich zu kennen.

Die Herrschaft, welche das Theater über die Gesellschaft übte, war so groß, daß selbst der König, der nicht die geringste Neigung für das Theaterwesen hatte, der ernste Ludwig XVI., sich ihr nicht entziehen konnte; auch er mußte bei den kleinen Aufführungen in Marly eine Rolle übernehmen, welche er freilich königlich schlecht spielte. In den vornehmen Salons übt man Ballets ein, in den Bürgerhäusern lernte man Rollen, selbst in den geistlichen Anstalten ließ man Stücke von den Zöglingen aufführen und die öffentliche Theater-Kritik war zu einem guten Theil in den Händen der Geistlichkeit, der schöngeistigen Abbe's.

Auch Graf Pendrecht war nicht frei vom Einfluß des Theaters geblieben, als Philosoph gehörte er zu den armen Schächern jener Tage, die, ohne zu lachen, davon sprechen konnten, daß die Schaubühne anstatt der Kirche, eine Erziehungs-Anstalt für das ganze Volk werden müsse und so wußte er denn wirklich soviel vom französischen Theater, daß er mit dem lebhaftestem Interesse dem folgen konnte, was ihm der

Fremde vom Theater und der engern Theatergesellschaft von Paris mit großer Lebhaftigkeit vortrug.

Unterdessen war der Wagen an den Gebäuden der Meierei von La Bogue vorüber gefahren und hatte eine Waldspitze erreicht, da erhub sich plötzlich der Fremde von seinem Sitz und rief dem Postillon ein gebieterisches „Halt!" zu.

Der Postillon sah sich erstaunt um.

„Hier könnt Ihr ausspannen, Freund!" sagte der Fremde mit großer Bestimmtheit, „reitet nun ruhig nach der Post hinunter, hier ist ein großer Thaler für Euch und vergeßt nicht, daß Ihr Niemanden von mir erzählen dürft!"

Der Postillon saß gehorsam ab, spannte seine Pferde aus und holte sich sein Trinkgeld, indem er respektvoll den Hut lüftete, dann stieg er ruhig zu Pferde und ritt, nachdem er sich noch ein paar Mal kopfschüttelnd umgesehen, seines Weges fürbaß.

Graf Pendrecht hatte zwar kein Wort gesagt, aber staunend sah er das Alles mit an, der Wagen hielt ohne Pferde mitten im Wege; sein Gesicht verrieth seine Ueberraschung gewiß auf eine sehr ausdrucksvolle Weise, denn der Fremde brach in ein lautes

Lachen aus und legte seiner Heiterkeit durchaus keinen Zwang an, obwohl der Graf anfing zornig zu werden und unwirsch mit dem Fuße stampfte. Der Fremde nahm von seinem Zorne keine Notiz, er lachte sich aus und überzeugte sich dann durch einen raschen Blick, daß der Postillon weit genug entfernt war, um seine Gesichtszüge mehr unterscheiden zu können.

„Erschrecken Sie nicht, mein Herr!" rief er gut gelaunt, zog ein sehr zierliches Pistol aus der Manteltasche, hob es empor und feuerte es ab.

„Was soll das? was ist das?" fragte der Graf, dem alle diese Ueberraschungen unangenehm waren.

„Das ist ein Signal, mein Herr!" antwortete der Fremde ruhig, „Sie haben doch wahrscheinlich keine Lust, hier ewig zu halten, ohne mein Signal aber erhalten Sie keine Pferde!"

Der Graf schwieg, sichtlich verdrießlich im höchsten Grade; auch fing ihm die ganze Art und Weise, in welcher Lieutenant Buchhorn ihn leitete, doch an, etwas bedenklich zu werden, indessen hatte er keine Zeit übrig, sich länger zu besinnen, denn hinter der Waldspitze hervor kam ein Bursch mit drei wohlgebauten Pferden, welche er,

wie's schien, mit ziemlicher Hast anspannte ohne weiter ein Wort mit den Reisenden zu wechseln. Im stärksten Trabe fuhr er davon znnächst eine steile, steinige Straße bergab, dann lenkte er in einen wenig befahrenen Waldweg ein und bald umfing der im dichten Nadelholz stärker hervortretende Dämmer des Abends die Reisenden.

Graf Pendrecht schlug Feuer und begann gewaltig dampfend zu rauchen, er war in Aufregung, denn er war unwillig über sich selbst, da er dem Fremden gegenüber den Ton nicht treffen konnte, der ihm bequem war.

„Werden Sie in Paris auch so Tabak rauchen?" fragte der Fremde mit offenem Spott.

„Gewohnheit, Soldat!" antwortete der Graf gleichgültig, indem er weiter dampfte.

„Die Gesellschaft," versetzte der Andere spitz, „duldet solche Gewohnheiten nicht, in der Pariser Gesellschaft giebt es keine Soldaten."

„Was giebt es denn?" fragte der Graf staunend, „gehören die Marschälle, die Generäle, die Offiziere nicht zur Gesellschaft?"

„Als solche gehören sie nicht dazu," lautete die

Antwort, „die Gesellschaft sagt zu Keinem: „Herr General,“ sie sagt zu Jedem: „mein Herr!“ und sie duldet nur den, welcher sich ihren Gesetzen und Anforderungen unterwirft!“

„Was sind das für Gesetze, für Anforderungen?“ forschte der Graf mit einer gewissen Aengstlichkeit.

Der Fremde lachte.

„Sie lachen,“ rief der Graf ärgerlich, „zuweilen sind Sie beleidigend!“

„Ich kann nicht die Absicht haben, Sie zu beleidigen, Herr Graf,“ sagte der Fremde ernst, „denn ich habe den Auftrag, Sie zu führen, ich bin aber von heiterer Natur und allerdings etwas spottsüchtig, ich muß lachen, wenn ich einen Herrn, welcher so richtig raisonnirt und ein so gesundes Urtheil hat, was ich bei unserm Gespräch über das Theater erkannt habe, wenn ich den so seltsam von der Gesellschaft reden höre. Hat Sie mein Lachen wirklich beleidigt, so bitte ich um Entschuldigung, die Gesellschaft hat mich immer etwas verwöhnt und mein Lachen allerliebst gefunden!“

„Allerliebst!“ rief der Graf erstaunt, „die Gesellschaft fand Ihr Lachen allerliebst?“

„Gewiß, mein Herr," lautete die lachend gegebene Antwort, „Sie sind nicht sehr artig, die Gesellschaft findet ein Lachen, welches eine Reihe hübscher Zähne zeigt, immer allerliebst und nannte mein Lachen oft sogar verführerisch!"

Der Graf nahm die Pfeife aus dem Munde und starrte seinem Reisegefährten ganz erschrocken in's Gesicht.

Es herrschte allerdings schon eine starke Dämmerung, der Graf aber konnte die lachenden blitzenden Augen seines Gefährten noch gut genug sehen, das zarte Gesicht schien ihm einen ganz anderen Ausdruck bekommen zu haben, ein geheimer Schrecken erfaßte ihn, endlich rief er: „Mein Gott, es ist nicht möglich!"

„Was ist nicht möglich?" fragte der Fremde neckend.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" stammelte der Graf.

„Ich heiße Charlotte Guebriant!" rief die Dame, laut lachend ihre Maske aufgebend, „und die Gesellschaft nennt mich Charlotte mit den weißen Händen!"

„Hole der Teufel die Gesellschaft!" fluchte Pend-

recht, nahm seine Pfeife wieder und hüllte sich passend in eine dichte Dampfwolke.

„Deutscher Bär!“ schalt Dame Charlotte und stampfte ärgerlich mit dem Fuße.

„Infamer Streich von Buchhorn,“ grollte der Graf, „kann keine Frauenzimmer leiden!“

„Man spricht nicht so in Gegenwart einer Dame,“ versetzte Charlotte scharf, „auch ist es nicht wahr!“

„Pah, woher wissen Sie das?“ fuhr Pendrecht heraus.

„Ich weiß, daß Sie ein kluger Mann sind und alle klugen Männer lieben und verehren die Frauen!“ lautete die rasche Antwort.

„Carl XII., Friedrich der Große, Kaiser Joseph!“ deklamirte der Graf und gedachte der Pariserin durch diese gewichtigen Namen zu imponiren. Dame Charlotte aber lachte ihm in's Gesicht und rief lustig: „ich hätte Sie für klüger gehalten, mein Herr!“

Der arme Mensch wußte jetzt nicht mehr, was er sagen sollte, er fühlte, daß dieses Frauenzimmer ihm nicht nur imponirte und reizte, sondern auch, daß es ihm Gefühle einer andern Art einflößte.

„Legen Sie Ihre abscheuliche Pfeife weg,“ sprach

jetzt die Dame halb scherzend, halb befehlend und lächelte ihn so verführerisch dazu an, indem sie ihr Gesicht dem seinigen etwas näherte, „gehorchen Sie, ich erlaube Ihnen dafür meine Hand zu küssen, nun wählen Sie zwischen meiner hübschen kleinen Hand und ihrer schlechten Pfeife!"

Das war geradezu unwiderstehlich, die Pfeife flog zum Wagen hinaus, ehe noch die Pariserin den Handschuh ausziehen konnte, dann litt sie mit triumphirenden Lächeln, daß der Graf einen heißen begehrlichen Kuß auf ihre Hand drückte.

Als der Graf tief Odem holend, sich aufrichtete, sprach Dame Charlotte leise für sich: „Ich werde diesen deutschen Bären doch noch zähmen," laut aber sprach sie neckisch: „alle klugen Männer lieben die Frauen!"

„Ah!" seufzte der Graf und blickte seine Nachbarin zärtlich an.

„Ich wette," rief die kecke Pariserin, „daß Sie noch nie so deutlich gefühlt haben, wie in diesem Augenblick, daß sie ein kluger Mann sind!"

„Zauberin!" flüsterte Pendrecht hingerissen.

„Je klüger ein Mann ist, desto heftiger liebt er

die Frauen!“ neckte die Pariserin weiter und freute sich der Flammen, welche aus des Grafen Augen schossen.

Unfähig, länger Widerstand zu leisten, fiel der Graf plötzlich auf's Knie, faßte die Hand und überströmte sie mit Küssen.

„So ist's in der Ordnung!“ sprach die Pariserin mit sichtlicher Befriedigung und überließ ihre Hand dem zärtlichen Ungestüm.

Unterdessen war es fast ganz dunkel geworden, man hörte die Hufe der Rosse und die Räder des Wagens kaum auf dem weichen Waldwege, der Postillon aber sang:

„Le devoir et le plaisir,
La morale et le dêsir,
La tisane et la guîte,
L'hygiene et la santé ....
Chien et chat,
Chien et chat,
Voilà le monde
A la ronde
Chaque état
Chaque état
N'offre, hélas! que chien et chat!“

IX.

So geht es in Paris.

„Das Leben wird blaß,
D'rum lasset uns trinken,
Und hilft Euch nicht das,
So lasset uns schminken
Mit Blut......"

(Heine.)

Neuntes Capitel.

So geht es in Paris.

Einige Monate sind verflossen, seit der Erbe der böhmischen Salvorals unter den eigenthümlichen, im letzten Capitel von uns geschilderten Umständen über die französische Grenze ging, um sich nach Paris zu begeben. Lieutenant Buchhorn hatte, wie wir zum Theil schon wissen, sehr schlau dafür gesorgt, daß man zu Alost in der Garnison rasch erfahren mußte, wohin sich der Graf gewendet und daß die Pariser Reise den Anstrich einer Flucht bekam; man glaubte zu Alost jetzt, daß Graf Pendrecht an den revolutionairen Wühlereien in Belgien betheiligt gewesen, man sollte das glauben, das paßte trefflich in den Plan

des kecken gewissenlosen Agenten der Revolution, in dessen Hände der unglückliche junge Mann gefallen war. Dennoch verfuhr man zu Alost, wie das Buchhorn auch ganz richtig berechnet hatte, sehr rücksichtsvoll gegen Pendrecht und so war es möglich, daß derselbe von Paris aus um seinen Abschied einkommen konnte, bevor ein größerer Eclat stattgefunden; er erhielt den Abschied und die Ereignisse, welche gleich darauf die kaiserlichen Truppen nöthigten, die belgischen Provinzen für die nächste Zeit zu räumen, zogen die Aufmerksamkeit von dem jungen Manne ab, der zum Theil durch eigene Schuld, zum Theil durch die List Buchhorns, den kaiserlichen Fahnen in so kläglicher Weise Valet gesagt. Zu Prag und in Böhmen überhaupt, erfuhr man kaum etwas von dieser Felonie des Erben von Salvoral, in der eigenen Familie aber traf die Nachricht eigentlich nur noch den sempergetreuen Magister Bodinus, der die Ehre des Hauses schmachvoll befleckt dadurch sah, hart, denn da hatte der Graf selbst, durch die Briefe, welche er durch den Courier von Alost übersendet, dafür gesorgt, daß seine Flucht keinen großen Eindruck mehr machen konnte.

Mit dem empörenden Brief seines Großneffen

und Erben in der Hand war der greise Fürst von Salvoral und Podiebrad vom Schlage getroffen zusammengesunken, die Hülfe der Aerzte hatte nicht vermocht, ihm auch nur für Augenblicke die Besinnung wieder zu geben, wenige Tage nachher hatte er bewußtlos dieses Leben verlassen und war drei Tage später mit fürstlicher Pracht in der Dechantey-Kirche zu Talbietla neben seiner Gemahlin beigesetzt worden.

Mit dem noch schändlichern Brief ihres Gemahls in der Hand saß die Gräfin von Pendrecht neben der kleinen Leiche ihres Sohnes; der Verlust des Söhnleins war ein tiefer Schmerz für die junge Mutter gewesen, der abscheuliche Brief des Gemahls aber, der Beschuldigung auf Beschuldigung und Beschimpfung auf Beschimpfung häufte, hatte in so furchtbarer und so roher Weise in den heiligen Mutterschmerz hineingeschlagen, daß Claralies betäubt das Haupt senkte und nicht mehr fähig war, ihre Lage zu begreifen. Sie wollte beten an der Leiche ihres Söhnleins, aber mitten im Gebete immer und immer wieder, nahm sie den Brief und las immer von Neuem, was sie nicht zu begreifen vermochte.

Unter all' diesen Schrecknissen stand allein Leo-

poldine Franziska, die fromme Prinzessin von Penbrecht, aufrecht; wohl beugte sie demüthig ihr Haupt unter die gewaltige Hand Gottes, aber sie stand fest; sie faltete ihre Hände über dem Sarge des Fürsten, sie wandelte ruhigen Schrittes hinab zur Dechantey-Kirche, als man dort den kleinen Sarg ihres Enkelsohnes, in dem die letzte Hoffnung des großen Hauses ausging, neben dem seines Urgroßoheims aufstellte in der Erbgruft, sie kreuzte demüthig ihre Arme über dem Mutterherzen, das im tiefsten Wehe um den verlorenen Sohn jammerte; ja, die Prinzessin, stark im Glauben und durch die Tröstungen der heiligen Kirche, vermochte es noch, der armen Claralies eine hülfreiche Hand zu bieten, das unglückliche Weib ihres Sohnes zu lösen aus dem starren Schmerz, sie aus der Verwirrung des Geistes herauszureißen und sie an den einzigen Ort zu führen, wo Linderung zu finden war für ihr Elend, Kraft, die furchtbare Last zu tragen, die ihr die unerforschliche Weisheit aufgelegt, in die Kirche, an den Altar.

Die beiden edeln Frauen weinten und wendeten sich in unaufhörlichen Gebeten nicht vergeblich an die göttliche Barmherzigkeit; die Außenwelt war um und

neben ihnen versunken und ein getreuer Freund stand der Magister Bodinus vor ihnen, abweisend und abwehrend Alles, was sie stören konnte in ihrem Schmerz.

Auf die erste Nachricht von diesen unglückseligen Ereignissen war auch der Domherr Graf Firmian nach Talbietla geeilt, um dort Freundesdienste zu leisten und die Frivolität, die sonst seinen Sinn umnebelt, sein Herz umschlossen hielt, sie war dahin geschmolzen, wie Wachs beim Anblick der christlichen Trauer der beiden Frauen und der männlichen Fassung, mit welcher Bodinus kämpfte.

Graf Firmian übernahm es auch, dem Grafen Pendrecht, dessen Aufenthalt in Paris unterdessen der Feldmarschallieutenant Freiherr zum Jungen gemeldet, den Tod seines Großoheims und seines Söhnleins anzuzeigen. Er that das in der herzlichsten und theilnehmendsten Weise, denn er kannte die schändlichen Briefe nicht, welche Pendrecht in seiner gräulichen Verkehrtheit von Alost geschrieben, Magister Bodinus hatte sich derselben bemächtigt und sie sofort vernichtet, er hoffte dadurch einen Flecken an der Ehre Salvorals auszulöschen. Er aber hat jene Briefe gelesen,

er vermochte den Inhalt derselben nicht zu vergessen, darum fühlte er sich außer Stande, an den Grafen Pendrecht zu schreiben, Graf Firmians Erbieten dazu war ihm eine höchst willkommene Hülfe.

Der Domherr sendete seinen Brief an des Kaisers Gesandten zu Paris, den Grafen Claudius Florimund von Mercy=Argenteau, einen hochvornehmen Lothringischen Edelmann und Diplomaten ersten Ranges, mit welchem Graf Firmian seit vielen Jahren befreundet war. Der Ambassadeur zögerte nicht einen Augenblick, den Grafen Pendrecht, dessen gefährliche Verbindungen seinem Scharfblick nicht entgangen waren, von dem Eingang des Briefes zu benachrichtigen und denselben zu sich zu bitten. Der wohlwollende Staatsmann glaubte der Unerfahrenheit Pendrechts zu Hülfe kommen zu müssen und wollte diese Gelegenheit dazu benutzen.

Leider hatte Graf Mercy keine Gelegenheit, seine wohlwollenden Absichten in's Werk zu setzen, Pendrecht erschien nicht auf die Einladung des Ambassadeurs, sondern hatte die Insolenz, ihm den Lieutenant Buchhorn, einen notorischen Deserteur, mit einer schriftlichen Vollmacht zu schicken, welche diesen Menschen

berechtigte, im Namen des Grafen über den Empfang des Briefes zu quittiren.. Nach einem solchen Benehmen war freilich kein Verkehr zwischen den beiden Männern möglich. Graf Merch schickte die vom Lieutenant Buchhorn im Namen des Grafen ausgestellte Empfangsbescheinigung nach Talbietla und beklagte sich in seinem Begleitschreiben an den Domherrn bitter über das Benehmen Pendrechts, unterließ auch nicht, die Familie auf die gefährliche Gesellschaft aufmerksam zu machen, in welcher sich der junge Mann zu Paris bewege.

Jetzt erst gab der treue Bodinus dem Domherrn zögernd die nöthigsten Aufklärungen, doch auch Firmian erkannte, daß sich unter solchen Umständen nichts thun lasse, man müsse den unglücklichen jungen Mann lediglich der Barmherzigkeit Gottes empfehlen.

Uebrigens hatte der Brief des Grafen Firmian mit den beiden Todesnachrichten nicht den geringsten Eindruck auf Pendrecht gemacht; ganz erklärlich übrigens, seinen Großoheim hatte er nie geliebt, zuletzt hatte er ihn gehaßt und das Kindlein hatte er ja zuvor schon mit dem unwürdigsten Verdacht in seiner frevelhaften Verkehrtheit gebrandmarkt. Ueberdem

haßte er auch den Domherrn und jedes freundliche und theilnehmende Wort in dessen Briefe steigerte seinen Groll, weil er's für erheuchelt hielt und halten mußte, da er nicht wußte, daß der Domherr die Briefe, die er von Alost geschrieben, nicht kannte. Sonst fand er keine Veranlassung, sich um den Tod seines Oheims zu kümmern, da dieser nichts in seinen Verhältnissen änderte. Freilich war Graf Pendrecht der Erbe der großen Besitzungen des Hauses Salvoral-Podiebrad, aber erst kraft seiner Mutter Erbrecht, denn die Salvoral'schen Herrschaften waren, wie fast alle böhmischen Herrschaften, reine Allodien, da nun die nächste Erbin, die Frau Prinzessin von Pendrecht noch lebte, so hatte der Sohn für jetzt keine Ansprüche geltend zu machen. Das wußte er sehr gut und setzte es dem habgierigen Buchhorn auseinander, welcher gewaltigen Appetit auf diese Beute hatte, den er trotz alledem einigermaßen wenigstens zu befriedigen wußte, denn er beredete den Grafen leicht, durch Wechsel bedeutende Summen auf die Herrschaftskasse der Salvorals in Prag zu ziehen. Magister Bodinus, dem die Prinzessin seine Generalvollmacht für die Verwaltung erneuert hatte, war im ersten Augenblicke

nicht wenig bestürzt, denn wie gesagt, verlangte die Deckung der Wechsel ziemlich bedeutende Summen, und Bodinus war seit vielen Jahren an eine sparsame Wirthschaft, die den Herrschaften zu Gute kam, gewöhnt; aber das Haus Salvoral war sehr reich und ein bedeutendes Capital hatte sich angesammelt, er entschloß sich, die Wechsel ohne Weiteres zu decken, übrigens aber die Mutter durch diese Dinge in ihrem Schmerz nicht zu stören, er wußte, daß er in ihrem Sinne verfahre. Freilich sah er dabei voraus, daß die Anforderungen des Grafen sich steigern würden, aber er hatte es ja in der Hand, die Wechsel zurückzuweisen. Er kam sehr bald in diesen Fall, denn kaum hatte er die ersten Wechsel gedeckt, als die Unersättlichkeit Buchhorns abermals eine sehr bedeutende Summe zog, auch diese bezahlte Bodinus sofort, schrieb nun aber durch das Pariser Handelshaus an den Grafen, er möge keine Wechsel mehr auf die Herrschaftskasse ziehen, denn er habe keinen Auftrag dieselben zu decken. Zugleich lud er denselben ein, nach Prag zu kommen und sich mit seiner durchlauchtigen Frau Mutter über diese Geldangelegenheit besprechen. Der treue Mann war nicht ohne Hoffnung,

daß, wenn nichts anderes, doch vielleicht das Geld den Erben von Salvoral wieder in die Heimath zurückführen könne; den einmal Zurückgekehrten zu fesseln, ihn mit der Mutter nnd der tiefgekränkten Gemahlin auszusöhnen, das hielt er bei der Charakterschwäche des Grafen, die ihm kein Geheimniß mehr sein konnte, für nicht allzuschwierig. Es waren recht freundliche, aber leider auch recht eitle Hoffnungen, mit denen der Sempergetreue sich schmeichelte, aber Liebe und Treue hoffen bis zum letzten Athemzuge!

Ja, völlig eitel waren des armen Bodinus Hoffnungen, denn Graf Pendrecht dachte gar nicht daran, Paris zu verlassen, dafür sorgte schon Buchhorns Schlauheit und seine gefährliche Verbündete, die verführerische Charlotte Guebriant, die den Querkopf, den sie auf Buchhorn's Veranstaltung über die französische Grenze geführt hatte, unumschränkt mit dem launenhaften Despotismus einer schlechten Frau und der Artigkeit schmutziger Geldgier beherrschte.

Nur wenige Wochen hatte Charlotte gebraucht, um, mit Hülfe ihrer Freunde und Freundinnen, den Grafen Pendrecht völlig zu verwandeln; sie hatte ihm aus Sinnlichkeit und Eitelkeit einen starken Strick gedreht,

an dem hielt sie den jungen Mann fest, obwohl er, einige mehr drohende als wirkliche Versuche am Anfang abgerechnet, noch gar keine Miene gemacht hatte, die Fesseln zu zerreißen, mit denen ihn die schlaue Pariserin auf Buchhorns Veranstaltung umwunden.

Auch äußerlich schon würde Niemand den Grafen Pendrecht, der sich nach Carl XII. von Schweden bildete, der stets die Namen Friedrichs und Josephs im Munde führte, der mit der Rauhigkeit seiner Sitten prahlte und auf dem Exercierplatz seine einzige Erholung fand, in dem fast grotesken Elegant wieder erkannt haben, der dort, weit rückwärts gelehnt und beide Hände in den Taschen der Beinkleider, in dem Fauteuil mehr liegt als sitzt und sich bemüht, so geziert als möglich zu sprechen und so viel englische Brocken, als er irgend vermag, in seine Conversation zu mischen.

Der ehemalige Verehrer des nordischen Spartaners trägt Beinkleider und Gamaschen von gelbem Nanking, eine kurze weiße Weste, eine dicke weiße Cravatte und einen schnupftabakfarbenen, übermäßig langen Rock mit hohem, steifen Kragen, mächtig weiten Aermeln und großen Perlmutterknöpfen. Das war damals die

neueste Mode in Paris; alle Moden jener Zeit waren englisch, das einst so rege französische Nationalgefühl war bereits so weit herunter, daß man dem Erbfeind nachäffte, wie in ernsten, so auch in frivolen Dingen.

Uebrigens hatte das Pariser Leben äußerlich nicht ungünstig auf den Grafen gewirkt, seine starkknochige, sonst so magere Gestalt, hatte eine gewisse Fülle gewonnen, namentlich erschien das lange, schmale, durchaus nicht anmuthige Gesicht mit der steilen Nase und den dünnen Lippen etwas mehr ausgerundet, — das war der Triumph der französischen Küche, die sich damals noch, heldenhaft kann man sagen, gegen die aus England eindringende Barbarei wehrte, welche, lediglich auf die Güte des Stoff's pochend, die Kunst der Bereitung verschmäht und die Eroberungen der Civilisation auf diesem Gebiete verachtet. Die Moden, die Sitten, die socialen, wie die politischen Institutionen Frankreichs beugten sich vor der Engländerie, nur die franzosische Küche beugte sich nicht, sie wehrte sich und schöpfte aus ihren Niederlagen selbst Kraft zu künftigen Siegen.

Graf Pendrecht, der sich bis dahin nur zu nähren verstand, indem er Speisen zu sich nahm, er lernte

erst in Paris wirklich essen, diniren und soupiren. Das wäre der Anfang einer wirklichen Cultur gewesen, wenn er nicht auf andern Gebieten der herrschenden, bereits völlig revolutionären Maßlosigkeit verfallen wäre. Selbst Buchhorn erstaunte über die rapide Geschwindigkeit, mit welcher sich aus dem nüchternen, starren, einseitigen Verehrer Carl XII. ein genußgieriger, übermüthiger, frecher, schwatzender Revolutionär entwickelt hatte. Graf Pendrecht lag morgens zu den Füßen der üppigen Charlotte Guebriant, seiner Geliebten und Tyrannin, schlenderte müßig über die Boulevards, dinirte im Palais-Royal mit Choderlos von Loclos, Louvet de Couvry und andern Schuften vom ersten, sowie auch Schriftstellern vom zweiten und dritten Rang, trieb sich dann in den Theatern herum nnd krönte seine Tage durch rasende Nachtschwelgereien, bei denen Charlotte Guebriant den Vorsitz führte und sie ganz den Traditionen der Regentschaft gemäß leitete. Bei diesen Orgien, deren Theilnehmer meist zur Beamtenschaft oder der Clientel des Herrn Herzogs von Orleans gehörten, in dessen Solde auch Buchhorn und Charlotte Guebriant standen, wurde denn natürlich auch philosophirt, intriguirt und conspi-

rirt, der französische Staat reformirt, kurz jene frivole Agitation in's Werk gesetzt, welche später den Bürger Egalité auf's Schaffott statt auf den Thron führte und erst in unsern Tagen jene giftige Frucht getragen hat, jenes Bürgerkönigthum Louis Philipps, welches während seines achzehnjährigen Bestehens alle Rechtsbegriffe in Europa verwirrte und als es im Schmutz der Februarrevolution versank, die Thür hinter sich offen ließ, durch welche der Bonapartische Neo-Cäsarismus ungehindert eintrat, um die Freiheit der europäischen Welt zu vernichten.

Bei den liederlichen Nachtschwelgereien der schmutzigen Clientel des Hauses Orleans ward die Saat des Fluches gesäet, die wir jetzt ernten.

Die rasche Aenderung, welche mit dem Grafen Pendrecht vorgegangen muß auffallend erscheinen und doch war sie eigentlich sehr erklärlich, beinahe unvermeidlich. Der junge Mann war aufgewachsen im Kreise einer edeln Familie, er entwickelte sich innerhalb der schützenden Formen der guten Gesellschaft, aber er befand sich schon längst in Opposition gegen diese Formen, genährt mit den revolutionären Ideen der Neuerung, war er freilich zu schüchtern, jene Formen

zu brechen und Eigensinn für Charakterstärke haltend, wurde Graf Pendrecht zu dem Sonderling, als welchen wir ihn zuerst kennen lernten. Er spielte bald den Carl XII., bald Friedrich II. im Kleinen und würde das unschädlich, wenn auch unbequem für seine Umgebungen, vielleicht sein ganzes Leben lang gethan haben, wenn er nicht und zwar zunächst durch seine Vermählung aus den engen Kreisen seines Denkens und Treibens herausgeworfen worden wäre. Vergebens versuchte Pendrecht auch nach seiner Vermählung noch, seine Fictionen festzuhalten, es gelang ihm das nur unvollkommen und er hatte bereits seinen schwachen künstlichen Halt verloren, als ihm die Eifersucht, so unbegründet sie war, den letzten Stoß gab. Die Lust am Soldatenwesen hielt am längsten Stich, weil sie das Einzige war, womit er sich ernsthaft beschäftigt hatte, weil sie neue Nahrung durch den Dienst beim Regiment in Alost erhielt und weil der schlaue, gewissenlose Buchhorn, zu welchem Pendrecht sehr frühe in ein Verhältniß der Abhängigkeit gerieth, sie begünstigte, um in andern Dingen freie Hand zu haben.

Als nun Pendrecht die Bekanntschaft der schlauen Pariser Dame machte, da war er der schützenden

Formen der Gesellschaft, in der er aufgewachsen, beraubt, losgerissen durch eigene Verkehrtheit von den sittlichen Banden der Familie, ohne jeden religiösen Glauben, erfüllt mit revolutionären Ideen aller Art, die man damals Philosophie nannte, ohne Widerstand die Beute der schönen Person, die seine Sinnlichkeit reizte, den Schwächling in jeder Beziehung beherrschte und ihn auf der Bahn leitete, welche sie selbst beschritt.

Für die kluge Pariserin war es eine Kleinigkeit, dem jungen Manne, der bis dahin nur edle und fromme Frauen gekannt, eine Leidenschaft einzuflößen, es war ihr um so leichter, je mehr sie ihm als ein völlig fremdes Wesen erscheinen mußte; durch Spott verleidete sie ihm die Lust am Soldatischen und gewöhnte ihm jenes eisenfresserische Gebahren in Manieren und Reden ab, welches Pendrecht bis dahin für männlich gehalten und mit großer Geflissentlichkeit zur Schau getragen hatte. Er, der einst in deutscher Sprache sich stets in abgebrochenen Sätzen und in kurzen, rauhen Worten vernehmen ließ, er wurde in französischer Sprache geschwätzig und verrieth dadurch ganz und gar die fast knabenhafte Unreife seines Geistes und die Unklarheit seines Denkens, die er durch

seinen früheren Lakonismus, freilich ohne es zu wollen und zu wissen, ziemlich glücklich verdeckt hatte.

Von allen Eigenschaften und Leidenschaften, welche wir einst an dem Grafen Pendrecht zu Prag und im Talbietla-Schloß wahrnahmen, ist ihm, wie wir alsbald sehen werden, nur Eine geblieben, die Eifersucht und sie ist jetzt ebenso verkehrt wie damals, denn wenn die Treue der freundlichen Gräfin Claralies über allen Zweifel war, so ist es auch die Untreue der Pariserin.

Graf Pendrecht liegt in seinem Stuhl, die üppige Charlotte ebenfalls, ihre Lage aber ist eine berechnete Attitude und der Tisch, der zwischen den Beiden steht, versteckt den verlangenden Blicken des Grafen nicht das Spiel von zwei allerliebsten kleinen Füßchen, welche unter dem langen Franzen-Besatz einer dunkeln Robe hervorkommen und die Pantöffelchen von rother Seide bald zierlich abstreifen, bald noch zierlicher mit den Spitzen wieder auffassen und sie hin und her tanzen lassen. Dazu leuchten die dunkeln Augen so seltsam in dem bleichen, fatiguirten Gesicht und die langen Locken rollen in schweren Ringeln hervor unter dem Mützchen und fallen wie schwarze Schatten auf

die weiße Schulter, während die vollen Lippen sich wie ein aufblühender Blumenkelch öffnen. Gewiß war Charlotte Guebriant überreich an sinnlichem Reiz und erklärlich war die Macht, die sie übte, Jedem, der ihr nahete.

So nachlässig und bequem die Stellung des Grafen war, so sehr er sich zu beherrschen bemühete, so verriethen doch seine leise zuckendeu Lippen, so wie die sich blähenden Nasenlöcher, daß er sich in einer ungewöhnlichen Aufregung befand.

„Gestehen Sie, Charlotte," rief er, „gestehen Sie, daß ich Sie erkannt habe!"

„Wer gibt Ihnen das Recht, Geständnisse von mir zu fordern?" lautete die herbe Gegenfrage der Pariserin.

„Ah!" triumphirte der Graf, „Sie gestehen ein, denn Sie wagen nicht zu läugnen!"

„Sie irren sich, mein Herr," beharrte die Dame kalt, „ich läugne gar nichts, ich weigere mich ganz einfach, Ihre indiscreten Fragen zu beantworten!"

„Charlotte," fuhr Pendrecht dringend fort, „es kann Ihnen nichts nützen, ich erkenne Ihre elegante Figur, Ihren zierlichen Fuß, Ihre anmuthigen Be-

wegungen doch und wenn Sie sich noch tiefer verhüllen!"

„Durch diese deutschen Schmeicheleien werden Sie ebenso wenig erlangen, wie durch ihre zudringlichen Fragen, sparen Sie Ihre Worte, mein Herr!"

Die Dame spielte mit ihrer hübschen Hand und ließ die Demanten ihrer Ringe blitzen.

„Und wenn ich Sie nun recht herzlich bitte, liebe Charlotte," rief der Graf sich aufrichtend, „mir zu sagen, ob Sie es waren oder nicht?"

„Wenn Sie mich bitten," entgegnete die Pariserin eiskalt, „dann sehe ich durchaus keinen Grund, warum ich Ihnen verhehlen sollte, daß Sie richtig gesehen haben, daß ich es wirklich war!"

Pendrecht biß sich auf die Lippen, dann aber fragte er hastig: „Und wer war Ihr Begleiter?"

„Ich könnte Ihnen wieder entgegnen," versetzte die Dame ziemlich ungezwungen gähnend, „daß Sie kein Recht haben, darnach zu fragen, aber ich bin dieses insipiden Frag- und Antwortspieles müde und halte es für ganz gleichgültig, daß Sie erfahren, wer mein Begleiter war!"

„Nun!" rief der Graf gespannt.

„Sie sind ein närrischer Bursch, lieber Graf," bemerkte Charlotte mit halbem Lächeln, „mein Begleiter war Ihr Freund Buchhorn!"

„Hole ihn der Teufel!" fluchte der Eifersüchtige halb laut.

„Was meinten Sie?" fragte die Pariserin, die ihn recht gut verstanden hatte, spöttisch.

„Ich habe Ihnen so oft gesagt, daß Sie nicht allein mit diesem theuren Buchhorn ausgehen sollen!" rief der junge Mann, der seinen Zorn kaum noch bemeistern konnte.

„Und jedes Mal, wenn Sie sich unterfingen, mir das zu sagen, habe ich Sie ausgelacht, denken Sie daran, mein Herr!"

Die Pariserin war ganz unübertrefflich in diesem Genre, sie spielte mit dem Eifersüchtigen, wie ein Thierbändiger mit einer wilden Bestie spielt, deren Natur und Art er ganz genau kennt. Die Dame wußte, was sie wagen konnte.

Mit funkelnden Augen stand der Graf auf.

„Ich werde diesem theuren Buchhorn ein wenig seinen schurkischen Schädel zerschmettern!" drohte ergrimmig.

Die Dame lachte hell auf.

„Was lacheu Sie, Charlotte?“ frug er und trat ihr einen Schritt näher.

„Soll ich nicht lachen?“ höhnte die Dame, „ich höre nun schon zum vierten oder fünften Male diese gräßliche Drohung von Ihnen und der Schädel des guten Buchhorn befindet sich stets heil dabei, ah! lieber Graf, Sie sind sehr spaßhaft mit Ihren Drohungen!“

Pendrecht knirschte mit den Zähnen und schritt hastig auf und ab in dem Zimmer, eine ziemliche Weile sah ihm Charlotte ruhig zu und ein feiner Kenner nur hätte den scharf beobachtenden Zug um ihren Mund erkannt. Plötzlich richtete sie sich auf, streckte dem Grafen ihre beiden Hände entgegen und rief mit einer hinreißenden Betonung: „Sie sind mir doch nicht böse, lieber François?“

Augenblicklich ließ sich der Graf auf ein Knie vor der Schlange nieder und küßte inbrünstig die schönen Hände seiner Peinigerin.

„Wie galant er ist!“ flüsterte die Dame schmeichelnd.

„O Charlotte!“ entgegnete der Graf aufblickend.

„Sie neigte sich nieder und küßte seine Lippen flüchtig, aber feurig, hastig richtete sie sich wieder auf, um die Wirkung ihrer Zärtlichkeit zu beobachten.

„Oh Charlotte,“ rief der Glückliche, „muß ich denn immer erst Höllenqualen leiden, ehe Sie mir Ihren Himmel öffnen?“

„Still, still, mein Lieber,“ erwiederte die Dame neckend und strich mit der flachen Hand leicht über seine Lippen, „fangen Sie nicht wieder an, lassen Sie den alten Streit, meine Liebe, meine Neigung, meine Zärtlichkeit, ich gebe und gönne sie Ihnen als eine freie Gabe, warum sind Sie damit nicht zufrieden? ist mein Kuß darum weniger feurig? antworten Sie mir, Francois?“

Sie küßte wieder und der Graf antwortete nicht.

„Wahrlich,“ fuhr Charlotte lebhaft fort, „Sie sind ein großer Thor, mein Lieber, denn ich sage Ihnen, mein Kuß wäre matt, meine Lippe kalt, wenn Sie ein Recht hätten, Liebe und Zärtlichkeit von mir zu fordern. Gehen Sie, kein Mann mag seine eigene Frau, keine Frau ihren eigenen Mann küssen, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, — sind sie in wenigen Wochen älter und häßlicher geworden? nein, aber der Kuß ist kalt und geschmacklos, den das Recht fordert, den die Pflicht giebt!“

„Reizende Sophistin!“ flüsterte er sie umschlingend.

„Eifersüchtiger Thor!“ entgegnete sie sich schwach sträubend.

Immer heißer wurden die Küsse, immer leiser die Worte, welche sie tauschten, — immer dichter, immer rascher folgten sich die Küsse, immer spärlicher wurden die Worte. Graf Pendrecht berauschte sich am Taumelkelch des Sinnengenusses, die üppige Dirne verlor auch in diesen Augenblicken die Ueberlegung nicht.

„Du liebst mich, Charlotte, Du liebst mich?“

„Ich liebe Dich, Francois, ich liebe Dich, aber hüte Dich, diese Liebe als Dein Recht zu fordern!“

„Ich fordere nichts!“

„Darum sollst Du mehr erhalten, als Du je erwarten konntest!“

„Nein, nein, ich fordere nichts!“

Der Frieden war wieder ein Mal geschlossen und zwar, wie immer, auf Kosten des Grafen.

Eine halbe Stunde später wurde Buchhorn gemeldet, Pendrecht empfing ihn mit der Miene eines Triumphators, er dachte nicht daran, ihn den Schädel einzuschlagen, er dachte auch nicht daran, ihn und Char-

lotte eifersüchtig zu beobachten, dazu war er viel zu hochmüthig in diesem Augenblick und wenn er es gethan hätte, so würde er dessen keinen Gewinn gehabt haben, denn Buchhorn und seine Bundesgenossin brauchten keine Blicke des Einverständnisses zu tauschen, sie gingen sicher und regelten ihre Schritte nach einem, im Voraus entworfenen Plane.

„Was giebt's Neues, mein lieber Buchhorn?" fragte der Graf, mit Charlotten's Hand spielend, als sich der desertirte kaiserliche Lieutenant ihm gegenüber niedergelassen.

„Nun, ich habe Neuigkeiten genug," entgegnete Buchhorn mit stolzem Lächeln, „die Saat, die ich in Belgien ausstreuen half, ist reif, die belgischen Patrioten haben den Kaiser abgesetzt, ich habe die, von meinem Freunde van der Noot unterzeichnete Erklärung selbst gesehen. Die Patrioten haben 10,000 Mann unter van der Merck, einem tüchtigen Burschen, mit dem ich zusammen bei den Husaren gestanden habe. Er ist von Holland und Lüttich aus eingefallen, hat Lillo und Liefkenshoek überrumpelt, die Besatzungen gefangen genommen, den General Schröder, einen alten Mann, aus Turnhout vertrieben, Gent, Brügge und

Courtray haben sich erhoben, ganz Flandern ist unser bis auf Sanct Peter, der Citadelle von Gent, die aber eng eingeschlossen ist. Nun, Pendrecht, was sagen Sie zu meinen Nachrichten? Ich denke, Sie werden zufrieden sein mit den Fortschritten der Freiheit!"

„Sehr gut, sehr gut," versetzte der Graf sich die Hände reibend, „indessen lege ich doch nicht zuviel Gewicht darauf, diese liebe Charlotte, Sie selbst Buchhorn und unsere anderen Freunde, haben mir zu oft erklärt und ich glaube mit Recht, daß unser Sieg nicht in Belgien, sondern in Frankreich, hier in Paris entschieden werden muß!"

„Das was Sie da sagen, ist vollkommen richtig, lieber Pendrecht," erklärte Buchhorn, der dem Grafen seit einiger Zeit, seinem Plane gemäß, schmeichelte, man kann die Situation unmöglich richtiger bezeichnen, indessen darf man nicht aus den Augen lassen, daß der Ausbruch der Empörung in Brabant hier doch einen bedeutenden Rückschlag üben wird und zu diesem Zwecke allein haben wir die Aufständischen in Brabant unterstützt und ihnen ihr Werk erleichtert. Sonst haben wir gar nichts mit jenen albernen Gesellen gemein, welche sich ja für die alten Rechte und schlechten

Privilegien erhoben haben, welche wir durch die Revolution, welche wir hier machen, vernichten wollen!“

„Sehr richtig,“ bemerkte Charlotte, „der brabantische Aufstand ist für uns nur ein Werkzeug zur Verstärkung und Beschleunigung der Bewegung hier, durch den Ausbruch derselben ist unser Zweck schon völlig erfüllt, siegreich braucht sie gar nicht zu sein!“

„Ich glaube auch nicht, daß sie siegen wird,“ warf Buchhorn hin und fügte mit kaltem Hohn hinzu: „ich halte es sogar für vortheilhafter, wenn diesen anfänglichen Erfolgen der Patrioten recht rasch eine blutige Unterdrückung durch die Truppen des Kaisers folgt; je blutiger dieselbe ist, desto besser für uns, desto lauter können wir hier über die Tyrannei und den Blutdurst der Fürsten Zeter und Wehe rufen, desto rascher werden die Dinge hier verlaufen!“

„Es wird Zeit, daß hier mal wieder etwas geschieht,“ rief Graf Pendrecht, „denn seit der Erstürmung der Bastille ist offenbar hier ein Stillschweigen eingetreten, äußerlich ganz gewiß!“

„Sie haben vollkommen recht, lieber Pendrecht,“ bestätigte Buchhorn, die Vorgänge in der Versammlung zu Versailles dienen höchstens dazu, die Bewe-

gung zu unterhalten, nicht aber sie vorwärts zu bringen, und ich habe diesen langweiligen Herrn Necker, auch Lafayette und Andere im Verdacht, daß sie sich jetzt genügen lassen und mit dem Hofe Frieden schließen wollen!"

„Wenn sie es nicht schon gethan haben!" meinte Pendrecht.

„Es wird ihnen nichts helfen," sagte Charlotte bestimmt und nicht ohne Stolz, „auch ist nichts verloren, hat auch die Bewegung äußerlich in den letzten Wochen keinen Fortschritt gemacht, innerlich hat sie sich desto tiefer ihr Bett gewühlt, diese Bewegung wird nichts mehr aufhalten. Das nächste Ziel ist, wie vor einigen Tagen im Palais-Royal beschlossen wurde, den König und die Nationalversammlung zu zwingen, Versailles zu verlassen und ihren Sitz hier in Paris zu nehmen; erst dann, wenn das durchgesetzt ist, dann erst sind wir völlig Herr der Bewegung!"

„Das ist richtig," warf Buchhorn ein, „aber ich glaube, weder der Hof, noch die Versammlung werden sich so leicht bewegen lassen, hierher zu kommen, sie sind beide klug genug, zu begreifen, daß sie hier nicht

mehr frei, sondern von der Pariser Bevölkerung, das heißt von der Revolution abhängig sind!"

„Kann man sie nicht bewegen, so muß man sie zwingen!" sprach Pendrecht drohend.

Charlotte klatschte Beifall, obwohl sie recht gut wußte, daß der Graf nur ein Wort wiederholte, was Laclas am Tage vorher gesagt hatte. Auch als Revolutionär war Pendrecht nicht Original, er mußte immer Andere copiren.

„Zwingen, ja, ja!" meinte Buchhorn, „das ist leichter gesagt als gethan, ich weiß bestimmt, daß der Hof Truppen zusammenzieht, das Regiment Flandern ist auf dem Marsch nach Versailles."

„Desto besser, desto besser!" triumphirte Charlotte, „der Hof zieht Truppen zusammen, er legt Magazine an zur Verpflegung der Truppen, die Brodpreise müssen steigen, mit der Drohung der Hungersnoth hetzen wir ganz Paris nach Versailles und zwingen König und Versammlung hierher zu kommen!"

„Sie sind ein Teufelsweib!" sagte Buchhorn mit aufrichtiger Bewunderung.

„Danke für das Compliment!" lachte Charlotte.

„Ist's noch die Absicht," frug Pendrecht, „den

Herzog von Orleans als Generallieutenant des Königreichs zu proclamiren?"

„Thorheit!" versetzte Buchhorn.

„Warum ihn nicht gleich zum König ausrufen?" frug Charlotte.

„Noch größere Thorheit!" erklärte Buchhorn den Kopf schüttelnd.

„Warum nicht Generallieutenant?" heischte Pendrecht überrascht.

„Warum nicht König?" verlangte Charlotte lebhaft.

„Als Generalstatthalter," erklärte Buchhorn, „müßte der Herzog zwischen dem Hof und der Bewegung vermitteln, dazu hat er keine Lust!"

„Aber er hat Unrecht," rief der Graf, „die Stellung eines Vermittlers brächte ihm ungeheure Vortheile, wenn er sie richtig zn benutzen versteht!"

„Er ist nicht der Mann dazu!" versetzte Buchhorn abweisend.

„Er hat Männer genug, die jetzt für ihn handeln, also auch dann für ihn handeln werden!"

Pendrecht war ein eifriger Anhänger der Generalstatthalterschaft.

„Und warum nicht gleich König?“ drängte Charlotte lebhaft.

„Weil wir überhaupt keinen König mehr wollen!“ erwiederte Buchhorn kalt.

Der Graf sowohl als die Dame sahen den Agenten des Hauses Orleans überrascht an.

„Was wollen Sie aber dann?“ frug Pendrecht in sichtlicher Aufregung.

Buchhorn zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er, seine Genossen scharf anblickend, mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln: „wir wollen eine französische Republik!“

Ueberrascht erhub sich der Graf, er hörte das zum ersten Male.

„Erschrickt der Philosoph, der uns so oft die Republik als die beste Staatsform gepriesen,“ spottete Buchhorn, „erschrickt der jetzt vor dem Wort?“

„Ich erschrecke nicht vor dem Wort,“ entgegnete Pendrecht sich fassend, „ich bin nur überrascht, daß ein so eifriger Anhänger des Herzogs von Orleans solche Pläne hegt!“

„Vielleicht hegt der Herzog von Orleans ähnliche,“

meinte Buchhorn geheimnißvoll, „vielleicht ist er begieriger auf den Ruhm Washingtons, als Georg III., vielleicht zieht er vor, lieber Präsident der französischen Republik, als constitutioneller König von Frankreich zu werden!“

Der Graf schwieg, Charlotte aber schüttelte den Kopf und sagte: „Sie sind nicht aufrichtig, lieber Buchhorn, aber mich sollen Sie nicht täuschen, der Herzog denkt nicht daran, den Washington zu spielen, er könnte eher Papst als Präsident werden und ich sehe nicht ein, trotz Eurer Pläne, warum Ihr ihn nicht zum König ausrufen wollt!“

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Charlotte!“ erklärte Buchhorn und auch Pendrecht sah sie an, als erwarte er eine Erklärung.

„Wahrlich,“ rief die Dame ungeduldig, „selbst die klügsten Männer sind zuweilen schwer von Begriffen, ei! ruft immerhin diesen theuren Herzog von Orleans zum König aus, laßt den König Ludwig durch den König Philipp besiegen und vertreiben, das ist sehr bequem!“

„Wenn aber König Philipp Sieger ist, was dann?“

„Ei!“ entgegnete Charlotte lachend, „einen König, den wir eingesetzt haben, den können wir auch wieder absetzen!“

„Wenn er den Thron einmal hat,“ versetzte Buchhorn, „wird er ihn nicht so leicht sich wieder nehmen lassen!“

„Er ist nicht der Mann dazu!“ lachte die Dame, das Wort wiederholend, das Buchhorn vorher zu dem Grafen gesprochen.

„Nun,“ antwortete dieser ebenfalls lachend, „wenn Sie mich mit meinen Worten zu schlagen gedenken, will ich mich mit Pendrechts Worten vertheidigen, König Philipp wird dann, ebenso wie jetzt der Herzog von Orleans, Männer haben, die für ihn handeln!“

„Kurzsichtiger,“ triumphirte Charlotte, „die Männer, die jetzt für den Herzog von Orleans handeln, sind ja dieselben, die dann für die Republik gegen ihn aufstehen.“

„Teufelsweib!“ rief Buchhorn.

„Jetzt verdiene ich dieses Compliment nicht!“ erwiederte sie lächelnd, „ein Kind mußte das einsehen!“

„Sie hat recht, wahrlich sie hat recht!“ meinte

Pendrecht, der trotz der Ablehnung des Compliments, wirklich über den Scharfsinn staunte.

„Wir sprechen später mehr davon," schloß Buchhorn die Unterredung, „für jetzt bleibt Alles unter uns, nicht?"

Der Graf und die Dame nickten, Buchhorn stand auf, um sich zu verabschieden.

„Begleiten Sie mich, bester François?" lud die Dame den Grafen ein, „machen wir eine Promenade, wir treffen Sie und die andern Freunde doch im Palais-Royal, lieber Buchhorn?"

„Beim Diner ist er immer pünktlich!" scherzte Pendrecht.

„Eine so gute alte Gewohnheit werde ich auch in der neuen Zeit nicht ablegen?"

Damit ging der getreue Anhänger des Herzogs von Orleans.

Charlotte Guebriant brauchte nur einen Augenblick, um sich zu dem Ausgange zu rüsten, sie trug sich stets auffallend einfach, sie wollte auch damit demonstriren und sie konnte es wagen, denn sie war hübsch genug, um den Putz allenfalls entbehren zu können. Ein Strohhut mit blaurothweißen Schleifen, ein Tri-

colorleibgürtel, ein großes, aber leichtes blaues Uebertuch und ein Sonnenschirm, damit war ihre Toilette fertig, denn es war ein sonniger und heiterer Herbsttag. Dem verliebten Grafen schien sie reizend, hinreißend, Andern mußte sie gewiß auch zierlich und anmuthig wenigstens erscheinen. Auch Graf Pendrecht trug eine dreifarbige Cocarde an dem Krempenhut und in dem goldenen Knopfe seines Rockes war das Fragment eines Steines von der zerstörten Bastille gefaßt. Das gehörte zur herrschenden Mode von Paris.

Da das Haus, in welchem der Graf mit seiner schönen Freundin wohnte, am Quai Saint Paul gelegen war, so führte der Weg das Paar zuerst nach dem Grêve-Platz und dem Pariser Stadthause. Schon auf dem Quais erkannte Charlotte, welche ihr Paris so zu sagen, auswendig wußte, daß eine mehr als gewöhnliche Aufregung herrsche, auf dem Grêve-Platz und vor dem Stadthause aber, das von mehreren Compagnien der Nationalgarde umstellt war, drängten sich dichte Volksmassen zusammen, welche heulend nach Brot riefen.

„Was ist das?" fragte Graf Pendrecht seine Begleiterin; der arme Mensch war kein scharfer Beob-

achter, aber ihm drängte sich doch augenblicklich die Wahrnehmung auf, daß heute unter dieser Masse ein ganz anderer Ton herrsche, als zum Beispiel am Tage des Bastillesturmes; damals war in der Menge ein revolutionärer Schwung, eine Art von fliegender Begeisterung ganz unverkennbar, heute war davon keine Spur zu bemerken. Die Menge war todtenstill, aber sie brach nach längeren oder kürzeren Pausen in ein wildes Geheul aus, das Mark und Bein erschütterte.

Dem Grafen fröstelte.

„Es ist das ein Concert, welches Laclos und andere Freunde unseres theuren Herzogs, zunächst für Lafayette und Bailly veranstaltet haben.“

„Brot! Brot! Brot!“ heulte die Menge.

„Brot! Brot!“ schrie Charlotte und drückte heftig den Arm ihres Gefährten.

„Brot! Brot! Brot! heulte der Reichsgraf von Pendrecht, der Erbe der Salvorals, gehorsam nach.

Seine Begleiterin zog ihn weiter in das Gewirr von engen, kleinen, meist schmutzigen Straßen und Gassen hinein, welche damals den Raum zwischen dem Stadthause und dem Louvre bedeckten. In diesen Gassen war seitdem immer das Hauptquartier aller

Revolten, hier setzten sich alle Aufstände zuerst fest, denn es war fast unmöglich, sie von da zu vertreiben, weil man in diesen Knäueln von Straßen weder Artillerie auffahren, noch größere Massen entwickeln konnte. Durch theilweise Vernichtung und völlige Lichtung dieses Quartiers hat in neuester Zeit Louis Napoleon seinen Kaiserthron wesentlich befestigt.

„Sehen Sie Lafayette, Francois!" rief Charlotte, „wie er hin und her galoppirt auf seinem langweiligen Schimmel, da kommt er zurück, dieser eitle Majordomus des verlorenen Königthums ist doch geradezu eine lächerliche Figur!"

„Er hält eine Rede!" sagte Pendrecht stehen bleibend.

„Um Gotteswillen kommen Sie," rief die Dame, „ich bin nicht furchtsam, aber vor einer Rede von Lafayette halte ich nicht Stand!"

„Brot! Brot! Brot!" heulte die Menge.

„Da hat der Mann die Antwort des Volkes auf seine schöne Rede!" höhnte Charlotte.

Alle die kleinen Straßen wimmelten von Menschen, rottenweise marschirten sie einher, ein geübtes Auge konnte Ordnung und eine gewisse Disciplin nicht ver-

kennen. Die meisten Rotten hatten Tambours, welche in Weiberkleidung voran marschirten.

„Brot! Brot! Rataplan! Rataplan!“

So heulte es im Chor und im Tact des Trommelschlag's.

Charlotte zog ihren Begleiter immer hastiger fort.

„Warum eilen Sie so?“ frug der Graf erstaunt.

„Rasch nach dem Palais-Royal,“ antwortete die Dame, „es muß etwas ganz Wichtiges im Werke sein, der Herzog muß einen schnellen Entschluß gefaßt haben, einen Entschluß, von dem selbst Buchhorn noch nichts gewußt hat, ich habe Sillery, Maillard, Dupin und Andere von den Vertrautesten des Herzogs erkannt, es wird Arbeit geben für uns!“

Hinter der Kirche von Saint Germain l'Auxerrois weg eilten die Beiden nach der Straße von Saint Honoré, als sie diese erreicht hatten, sahen sie, daß hier die Massen nicht weniger dicht waren, aber sie bemerkten auch, daß der Strom der Menschen hier eine andere Richtung hatte. In den Straßen und Gassen, die hinter ihnen lagen, stürmte Alles dem Stadthause zu, hier drängte Alles nach dem Palais-Royal. Je näher man der Residenz des Herzogs von

Orleans kam, desto stärker wurde das Gedränge, Graf Pendrecht umfaßte seine Begleiterin fest mit dem linken Arm, um nicht von ihr getrennt zu werden, mit dem rechten arbeitete er vorwärts. So erreichten sie den Ehrenhof des Pallastes, hier aber war es kaum mehr möglich, weiter vorwärts zu kommen. Von den Umstehenden hörten sie, daß Camille Desmoulins, Saint Huruge, Cloots und Andere Reden hielten, daß ein großes Complott des Hofes entdeckt sei und daß der Stadt Paris Hungersnoth und andere Gefahren droheten.

„Dieser Desmoulins,“ flüsterte Charlotte ihrem Gefährten zu, „wird wieder schmutzige Liebesgeschichten von der Königin erzählen, da fehlt es ihm nie an Zuhörern und Beifall!“

Das Paar hatte es völlig aufgegeben, weiter vorwärts zu kommen, Pendrecht wurde ungeduldig und fluchte, die echte Pariserin, die sich als solche in dem Gedränge gar nicht übel zu befinden schien, lachte ihn aus und scherzte. Nach und nach wurden sie indessen an die Seite der Arcaden gedrängt und plötzlich öffnete sich ein Fenster über ihnen, sie wurden beim Namen

gerufen und erkannten einen vertrauten Diener des Herzogs.

„Sie kommen nicht durch, unmöglich,“ sprach der Vertraute, „aber ich will Ihnen die Hand reichen, Herr Graf, heben Sie die Dame auf den Sims, es geht und Sie müssen kommen, man erwartet Sie bei dem Herrn Marquis!“

Rasch entschlossen faßte Charlotte die Hand, welche ihr der Diener hinunter reichte, der Graf hob sie empor und behend schwang sie sich auf die Brüstung, von der sie leichtfüßig in das Zimmer hinabsprang, Graf Pendrecht folgte ihr etwas schwerfälliger auf demselben Wege, kaum hatte er das Zimmer erreicht und der Diener das Fenster geschlossen, so rief dieser hastig: „Kommen Sie, es muß Eile haben, denn Herr von Sillery und Andere haben schon mehrmals nach Monsieur wie nach Madame verlangt, es ist auch schon heute in aller Frühe nach Herr von Buchhorn geschickt worden, der Sie in Kenntniß setzen sollte, aber Fernand hat Herr von Buchhorn nicht auffinden können!“

„Was giebt es denn eigentlich?“ unterbrach Charlotte den schwatzenden Diener.

„Ich weiß es nicht, Madame," entgegnete der, „es heißt, der Herr Herzog wagen einen großen Schlag! heute Morgen gegen acht Uhr kam ein Bote aus Versailles, seitdem ist Alles Bewegung!"

Damit öffnete er die Thür eines Zimmers und ließ das Paar eintreten, der Kanzler der Domaine des Herzogs von Orleans, Choderlos de Laclos und einige andere Herren kamen ihnen aufgeregt entgegen.

Der Reichsgraf von Pendrecht, der Erbe des fürstlichen Hauses Salvoral-Podiebrad, war ein Agent des Herzogs von Orleans und nahm Befehle von dem Verfasser der „liaisons dangereuses" entgegen. Ja wohl, gefährliche Verbindungen! so geht es in Paris.

X.

Genau um dieselbe Stunde.

„At genus immortale manet, multos
que per annos
Stat fortuna domus, et avi numerantur
avorum.“

(Virgil. Georg. IV.)

Zehntes Capitel.

Genau um dieselbe Stunde.

Wir führen unsern geneigten Leser, bevor wir von ihm scheiden, aus Frankreichs in revolutionären Krämpfen zuckender Hauptstadt wieder zurück in's alte liebe Böhmerland, in das stolze stille Podiebradschloß zu Talbietla. Wie hoch und stattlich konnte der Mann, den wir in seiner tiefsten Erniedrigung, als Revolutions-Agenten des elenden Orleans in Paris verließen, wie hoch und stattlich konnte der auf diesem Schlosse sitzen, fast Fürsten gleich in seinen weiten Erbherrschaften gebieten, seinen Unterthanen an Recht und billig Genüge thun, eine Zierde seines Standes und auch seines Vaterlandes sein, ohne hervorstechende Fä-

higkeiten, ohne glänzende Eigenschaften, lediglich durch den ihm innewohnenden Trieb zur Thätigkeit und durch die reichen Mittel, welche ihm durch das Erbrecht seiner Mutter zustanden! Ja, wäre Franz Adolph von Pendrecht und Rothengryf in den Kreisen geblieben, in die er durch seine Geburt gestellt, hätte er die sittlichen Schranken der Familie, die ihn schützend umgaben, nicht in revolutionären Drang leichtsinnig übersprungen, so hätten selbst seine Fehler und Schwächen, durch die Macht der Umgebungen und der Verhältnisse theils gezügelt, theils bestimmt, sich harmonisch einfügen müssen in die Gliederung des angeborenen Wirkens und hätten, wenn nicht ihm selbst, so doch seinem Kreise zum Vortheil gereicht.

Es war ein Unglück für unsern Helden, daß er mit dem Vater auch das Vaterland verlor. Den Vater konnte er nicht wieder finden, aber das Vaterland, das er im Norden verlor, das fand er in Böhmen wieder und verstattete auch eine zu wenig ernste und strenge Erziehung dem Zug zur Neuerung, den unhistorischen revolutionären Elementen, welche damals in der Gesellschaft herrschten, den durch ein Korn Wahrheit bestechenden, aber doch grundfalschen Ideen

einen zu großen Einfluß auf den nur wenig begabten und eigensinnigen, aber charakterschwachen Knaben und Jüngling, so hätte das Alles doch nicht vermocht, ihn so schmachvoll zu Grunde zu richten, wäre er auf dem Platz geblieben, der ihm durch seine Geburt angewiesen. Die sittlichen Schranken, mit denen die Familie, der Stand, das Vaterland, das religiöse Bekenntniß endlich, den Menschen umgeben, sind mächtige Stützen und Hülfen für die starken Seelen und kühnen Herzen, es kann sie Niemand ohne seinen großen Schaden entbehren, für kleine Seelen aber und schwache Gemüther sind sie Rettungsanker im Sturm des Lebens, losgelöset von ihnen, werden sie verschlagen, haltlos hinaus und in den Untergang getrieben.

All' sein Mißgeschick und alle seine Fehler hatten den jungen Grafen Pendrecht nur zu einem unliebenswürdigen Sonderling gemacht, so lange ihn Familie und Heimath schützend umgaben und in diesem Kreise würde er nach und nach milder und besser geworden sein; die Reife des Lebens würde ihm richtigere Einsicht und tieferes Verständniß gebracht haben, aber er ließ sich durch die Verkehrtheit und die Leidenschaft bethören, hinauszutreten aus dem engen Kreise, er

zerschnitt frevelnd das Ankertau und trieb nun haltlos dem revolutionären Babel und dem Verderben zu.

Jeder aber, der sich abscheidet von seiner Familie, führt nicht allein sich selbst in Gefahr, sondern er schlägt auch der Familie eine Wunde, die nicht immer heilungsfähig ist. Die Familie ist ein Leib, welcher krankt, wenn ihm ein Glied und wäre es das unbedeutendste verloren geht, der Verlust eines Familiengliedes kann tödtlich für die ganze Familie werden, wie der Verlust eines Gliedes den Tod des Leibes zur Folge haben kann. Wer sich von seiner Familie, seinem Stande, seinem Vaterlande und seiner Kirche scheidet, der verletzt vier lebendige Körper auf einmal, die Familie aber am schwersten.

Das war der Fall des Grafen Pendrecht; als er von Talbietla ging schien er noch die Hoffuung eines altedeln Herrengeschlechtes, das noch auf vier Augen stand, seit er nach Paris gezogen war das große Haus Salvoral-Podibrad gefallen, zwei trauernde Frauen nur saßen auf dem hohen Schlosse einsam und voll Sehnsucht nach dem erlösenden Tode.

Die Familie ist hin, diese beiden trauernden Frauen sind keine Familie mehr!

Beide Frauen, die Prinzessin Leopoldina Franziska und die Gräfin Clara Elisabeth, sie trauern beide auch um den Fall des großen edeln Hauses von Salvoral-Podiebrad, denn die Anhängigkeit an Haus und Familie ist in der Frau noch mächtiger als im Manne, den Löwenantheil ihrer Trauer aber hat Er dahin, Er, der den Fall des Hauses hätte hindern können, der aber seine Pflicht verachtete, um ein Knecht der Orleans und der Revolution zu werden.

Sie trauern Beide um ihn, doch wie ist ihre Trauer so verschieden!

Wie verweint und vergrämt, aber auch wie hart und streng ist das einst so helle Antlitz der milden und freundlichen Claralies! Wohl trauert sie um den Verlust des Mannes, den sie so heiß geliebt, dessen Liebe sie sich so mühselig verdient und erstritten hatte, bleischwer liegt der Schmerz auf den müden Augenlidern, um den herb geschlossenen Mund aber zuckts von Zeit zu Zeit wie ein scharfes Wetterleuchten und was da zuckt das ist nicht Trauer und Schmerz, das ist Groll und Zorn. Die arme Frau, sie mag, den Mahnungen der Kirche folgend, dem frevelnden Gatten verziehen haben, aber sie vermag's nicht zu vergessen,

daß er noch scheidend sie mit Hohn und Schmach überhäuft, daß er sie des Verraths und der Untreue geziehen und ihr Söhnlein, das ihr Gott wieder genommen, in seiner Wiege und in seinem kleinen Sarge mit dem Bastardnamen beschimpft. Die unglückliche Frau! der Mann ihrer Liebe hatte sie beschimpft und ihr selbst den heiligen Mutterschmerz durch seine unselige Verkehrtheit grauenvoll vergiftet. Umsonst vergoß sie Ströme von Thränen, vergebens rang sie die Hände im Gebet, sie lag täglich mit wunden Knien flehend am Sarge ihres Söhnleins, überall hin verfolgte sie der Gedanke an die Schmach und den Hohn, die ihr Gemahl frevelnd auf ihr und ihres Kindes unschuldiges Haupt geworfen. Demüthig hörte sie des Priesters mahnende Stimme, sie wollte thun nach dem heiligen Gebot, sie verzieh und vergab, aber sie that es nur mit den Lippen, ihr ganzes Herz sträubte sich trotzig und ihr innerstes und wahrstes Gebet war: „Herr, Herr, schenke mir Kraft dazu, denn aus eigener Macht vermag ich's nimmer, ihm zu verzeihen!"

Das war der Schmerz und die Trauer der Gattin, die in grobe dunkele Gewänder gehüllt, auf dem Schlosse zu Talbietla saß. Sie hatte noch keinen

lindernden Balsam gefunden für die vergiftete Wunde und die Trauer der Gattin war noch ohne Hoffnung.

Neben ihr saß, in tieferer Trauer vielleicht noch, die Mutter des Unglücklichen, die Mutter des Verlorenen, eine hochbetagte Greisin, aber die Trauer der Mutter um den Sohn ist eine andere, wie die der Gattin um den Gatten, im Mutterherzen bleibt die Liebe doch Siegerin und keine Mutter trauert um ihr Kind ohne Hoffnung. Dazu war Leopoldina Franziska eine versuchte nnd erprobte Heldin in christlicher Trübsal; sie hatte Schmerz genug getragen, seit sie, ein zartes Kindlein noch, um den geliebten Vater weinte; sie hatte seitdem Alle begraben, die sie liebte, den Gemahl, die Töchter, die Mutter, den Oheim, so war sie stark geworden im Kampfe, den sie führte mit jenen Waffen, welche die Kirche Allen denen verleiht, die eifrig darum bitten. Wohl war der Verlust des Sohnes die schwerste Anfechtung, die sie betraf, aber die fromme Greisin stand stark und fest in ihrem Glauben und darum war ihre Trauer nicht ohne Hoffnung. Darum thronte auf ihrem bleichen Antlitz nicht die Trauer allein, sondern auch die ernste Freude,

die Denen zu Theil wird, die sich demüthig und still beugen unter die gewaltige Hand Gottes.

So saß die trauernde Mutter neben der trauernden Gattin und sie war so reich an Trost noch, daß sie der ärmern Leidensgefährtin davon spenden konnte täglich, reichlich.

Die Gräfin von Pendrecht fragte nicht mehr nach ihrem Gemahl, sie wußte nichts von seinem Treiben in Paris, die Mutter aber konnte ihres Kindes nicht vergessen, sie fragte und forschte, sie mühete sich unabläßig um ihn, sie schrieb Briefe und ließ Briefe schreiben durch den getreuen Bodinus und Andere. Es ging Keiner nach Paris, an den sie irgend kommen konnte, ohne Aufträge von ihr. Und obgleich das Alles vergeblich war, obgleich der unselige Gesell, aus Feigheit und Furcht unangenehmes oder störendes zu finden, keinen Brief mehr las, der ihm aus der Heimath zuging, obwohl Alle, denen sie aufgetragen, ihren Sohn zu besuchen, sich über die unleidliche Kälte und Gleichgiltigkeit beschwerten, mit denen sie der Graf abgewiesen, so ermüdete die treue Mutter doch nicht, immer und immer wieder suchte sie anzuknüpfen, die Mutter gab ihr Kind nicht auf; Mutterliebe über Alles!

Da war ferner noch im Schloß neben den beiden trauernden Frauen der tapfere und getreue Magister Bodinus, ein so alter und vertrauter Diener des fürstlichen Hauses mochte füglich mit zu den Gliedern der Familie zu rechnen sein, auch trug er Leid, als wäre er ein solches. Bodinus trauerte um den Grafen Pendrecht, denn einmal hatte er den jungen Mann geliebt, trotz seiner Wunderlichkeiten und Schroffheiten, war er doch der Enkelsohn der von ihm vergötterten Fürstin Amalia! dann aber beruhte auf ihm die Zukunft des fürstlichen Hauses. Für wen hatte Bodinus denn seit einem Menschenalter gearbeitet? der Flor der fürstlichen Besitzungen war sein Werk, auf das er stolz war mit Fug und Recht, — nun aber sollte der Erbe als ein Revolutionär in fremdem Lande zu Grunde gehen, das große Salvoral'sche Hausgut sich zersplittern, in fremde Hände kommen? Das war ein Gedanke, der den wackern Magister mit der tiefsten Trauer erfüllte, in seinem Herzen regte sich noch immer die leise Hoffnung, Graf Pendrecht könne heimkehren, durch hartes Schicksal belehrt, sich mit der Regierung vertragen und das Hausgut zusammenhalten. Nur leise, wie gesagt, regte sich solche Hoffnung im Herzen des

Sempergetreuen, denn er kannte besser als jeder Andere die Lage, in welcher sich der Erbe befand, aber er schwieg darüber und mit großer Bestimmtheit kündigte er dessen Rückkehr an, wenn die Vasallen und Hintersassen des fürstlichen Hauses kamen und ängstlich fragten, durch schlimme Gerüchte über die Zukunft beunruhigt; denn die milde, sorgfältige und intelligente Verwaltung der Salvoral'schen Güter unter Leitung des Paters Probus Lattermann und des Magisters Bodinus hatte die angeerbte Anhänglichkeit der Hintersassenschaft verdoppelt und es war nicht ein schmerzlicher, sondern auch ein wirklich erschreckender Gedanke für die guten Leute, daß ein Tag kommen könne, an welchem der gänzliche Abgang des fürstlichen Hauses sie andern Herrschaften, mit denen alte Erbverbrüderungen bestanden, zuweisen müsse. Die Salvoral'schen glaubten um so lieber den sehr gewagten Versicherungen des Magisters, als dieselben mit ihren Wünschen übereinstimmten und sie doch eigentlich nicht zu begreifen vermochten, daß Jemand freiwillig auf das große Salvoral'sche Erbe verzichten könne. Im letzten Punkt trafen sie es auch vollkommen, denn Graf Pendrecht dachte nicht daran, auf das Erbe zu verzichten, er

würde es je eher je lieber angenommen und die Herrschaften verkauft haben, aber noch lebte die Mutter und für's Erste konnte er nicht wagen, in die Heimath zurückzukehren. Aber, und darauf beruhete eben des Magisters leise Hoffnung, die Verbindungen des fürstlichen Hauses waren nach Oben hin alt und fest, es hatte die Möglichkeit, dem Grafen am kaiserlichen Hofe Verzeihung auszuwirken, sobald der nur einen Schritt that, Reue und Leid über das Geschehene zu bezeigen. Den Grafen zu einem solchen Schritt und zur Rückkehr zu bewegen, darauf war die ganze Thätigkeit der treuen Mutter und des treuen Dieners gerichtet. Waren nun bis jetzt auch alle dahin zielenden Bemühungen an der Verkehrtheit Pendrechts und an der Schlauheit Buchhorns, der lieber geringere Einkünfte in Paris mit dem Grafen theilen, als ihn für sich allein in Böhmen einen reichen Mann sein lassen wollte, gescheitert, so blieb doch die Hoffnung.

Diese Hoffnung theilte der Domherr Graf Firmian nicht, welcher den revolutionären Ideen der Zeit näher stehend als der Magister, tiefer blickte und bald begriff, daß ein Mensch von der Art des Grafen Pendrecht nur durch ein Wunder gerettet werden könne,

wenn er einmal in den Strudel der revolutionären Bewegung hineingerathen sei. Indessen bekämpfte er die Ansicht seines Freundes nicht mehr, denn er erkannte bald, daß dieser es ganz in Ordnung finden werde, wenn Gott ein Wunder thue, um das fürstliche Haus Salvoral zu erhalten und dessen Fortbestehen zu sichern.

Graf Firmian befand sich in dieser Zeit sehr häufig auf Talbietla-Schloß, sein Verhältniß zu Bodinus wurde immer vertraulicher und wenn er auch seltener mit der greisen Prinzessin und der unglücklichen Claralies verkehrte, so gab es doch Stunden, in denen gerade sein ruhiges und gewandtes Wesen mildernd und erleichternd auf die beiden Damen wirkte.

Es war an einem sonnenhellen Octobermorgen, der Domherr hatte wieder einige schöne Herbsttage in Talbietla zugebracht, als er mit Bodinus einen Gang nach dem Städtlein unten machte, wo der Magister Geschäfte hatte. Die Landschaft war noch nicht kahl, die Wälder hatten noch grüne Färbung, wenn auch die Blätter schon bunt zu werden begannen, die ziehenden Nebel, die weiß leuchteten, wo sie von den Sonnenstrahlen zerstreut wurden, hatten im Schatten einen

blaßvioletten Farbenton und erfrischend wehete der Wind von Osten her. Der Morgen war so rein und erquicklich, daß die beiden Herren einen Umweg machten und sich dem Ort in einem weiten Halbbogen näherten, den sie vom Schloß aus beschrieben.

Sie unterhielten sich lebhaft, wie das fast immer der Fall, wenn sie allein waren; weit in die Vergangenheit zurückschweiften sie, in die heitere Jugendzeit, in der sie sich zuerst gekannt, freundliche Erinnerungen, liebe Bilder in frischen Farben riefen sie wach, Erinnerungen und Bilder, die vollkommen mit der heitern Herbstmorgenlandschaft, die sie durchwanderten, harmonirten. So, in Gespräche vertieft, welche ihnen als alternden Männern besonders wohlthaten, waren sie allmälich in einen raschern Schritt gerathen und unwillkürlich blieben Beide auf einer nicht bedeutenden Bodenerhebung stehen, um einige Augenblicke auszuruhen. Uebrigens war es der Mühe werth, an dieser Stelle gerade einen Augenblick auszuruhen, denn direct vor sich hatten sie das von der Sonne leuchtend beschienene fürstliche Schloß mit seinen verschiedenen Architecturen, links etwas näher lag das freundliche Städtchen, rechts in weiteren Entfernungen

erhuben sich fast terrassenartig übereinander bewaldete Höhenzüge. Beide Männer hatten Sinn für Naturschönheit und ästhetische Bildung genug, um die Schönheit dieses Anblicks vollkommen zu würdigen. Sie standen mehrere Minuten schweigend neben einander, plötzlich faßte Magister Bodinus mit so krampfig festen Griff den Arm des Domherrn, daß dieser überrascht zusammenschreckte.

„Was haben Sie, lieber Bodinus?“ fragte er und schaute sich umblickend in das Gesicht seines Freundes, welches todesblaß erschien.

„Sie sind unwohl, mein Freund!“

Der Magister schüttelte traurig das Haupt, erhub langsam seine Rechte und deutete auf das Schloß.

„Was haben Sie, ich bitte?“ fragte der Domherr, doch blickte er flüchtig nach der Richtung, welche die Hand des Freundes andeutete, da er aber dort nichts bemerkte, was ihm die Bewegung des Magisters erklären konnte, so wiederholte er seine Frage dringender.

„Sehen Sie doch! dort! dort!“ flüsterte Bodinus.

„Was meinen Sie denn? was soll ich sehen?“ rief der Domherr ungeduldig und unwillig.

„Sehen Sie den Hund nicht, den schwarzen Hund, der dort auf dem Wege links vom Schloßberge herunter kommt?"

„Wahrhaftig, ich sehe einen schwarzen Hund!', erwiederte Graf Firmian.

„Und wir stehen auf derselben Stelle," fuhr der Magister hastig fort, „an welcher der selige Pater Lattermann stand als er den schwarzen Hund sah, der ihm den Tod seines Freundes, des Grafen Salvoral anzeigte, wir haben Ihnen das einst mitgetheilt!"

„Ich entsinne mich," entgegnete der Domherr nachdenklich, „jetzt ist der Hund verschwunden!"

„Er wird gleich wieder aus dem Gebüsch hervorkommen," sprach Bodinus tief traurig, „ganz so, wie es Pater Lattermann beschrieb, — das ist der schwarze Hund, der stets den Tod eines Salvoral verkündet, der Graf Pendrecht ist todt, der letzte Sproß vom alten Baume, er ist todt, er der vom Vater und von der Mutter ein Salvoral war. Wehe! das Banner mit dem Greifen wird fürder nicht mehr vom weißen Thurm von Talbietla wehen, ein anderer Herr wird seine Fahne ausstecken, ein großes Geschlecht,

das länger als ein halbes Jahrtausend geblüht hat, ist erloschen im Lande!"

Der Sempergetreue brach in Thränen aus.

„Da ist der Hund wieder!" rief der Domherr.

„Und sehen Sie," versetzte der Magister, „er schlägt den Leichenweg nach der Sanct Georgs-Kapelle ein, ganz wie es der selige Pater Lattermann beschrieben!"

„Jetzt werde ich erfahren, was es mit diesem Hundegespenst für eine Bewandtniß hat," sprach der Domherr aufgeregt, „ich will es in der Kapelle empfangen, kommen Sie!"

„Bleiben Sie, es nützt zu nichts, bleiben Sie!" bat der Magister.

Der Domherr aber hörte nicht auf ihn, er eilte mit großen Schritten hinunter und lief dann, so rasch er vermochte, der Sanct Georgs-Kapelle zu.

Der Magister rührte sich nicht, er blieb ruhig stehen, während große Thränen schwer und langsam über seine Wange niederrollten.

Die Entfernung von dem Gebüsch, aus welchem der schwarze Hund wieder zum Vorschein gekommen, bis zur kleinen Kapelle von Sanct Georg, wo man

die Leichen der Salvorals eine Nacht vor dem Altare stehen ließ, bevor man sie in der Dechantey-Kirche zu Talbietla begrub, war größer als die Entfernung vom Hügel bis dahin, und aller menschlichen Berechnung nach, mußte der Domherr die Georgskapelle früher erreichen, als der Hund, welcher ganz gemächlich dahin zu traben schien, ganz so wie es ebenfalls der Pater Lattermann beschrieben. Der Magister konnte von seinem Standpunkte aus, sowohl den Domherrn, als auch den Hund beobachten, während der Domherr zwar die Kapelle, aber nicht den Hund im Auge behielt. Im Anfang schien es auch dem Magister, als müsse der Domherr früher das Ziel erreichen, nach und nach aber wurde, ohne daß der Hund wahrnehmbar seinen Lauf beschleunigt hätte, der Unterschied immer geringer und endlich sah Bodinus den Hund in der Kapelle verschwinden, während der Domherr noch einige Schritte von derselben entfernt war. Der Magister bemerkte, daß Graf Firmian einen Augenblick stutzte, aber dann rasch der Erscheinung in die Kapelle folgte.

„Ich wußte es vorher!“ sagte er traurig und leise

vor sich hin und verließ seinen Standpunkt, mit raschen Schritten der Kapelle zustrebend.

Etwas über die Hälfte des Weges mochte er zurückgelegt haben, da sah er den Domherrn aus der Kapelle heraustreten, derselbe kam ihm mit langsamen Schritten entgegen.

„Das ist um wahnsinnig zu werden," rief Graf Firmian dem Magister zu, „denken Sie, nicht sechs Schritt entfernt an mir vorbei lief der Hund in die Kapelle, ich folgte ihm sofort, ich habe die ganze Räumlichkeit, die auch nicht die Möglichkeit des Versteckens bietet, genau untersucht und ich habe nichts gefunden!"

„Ich habe Alles gesehen," versetzte Bodinus ruhig und traurig, „ich wußte vorher, daß Sie nichts finden würden, es ist Ihnen ebenso gegangen, wie dem seligen Pater Lattermann vor fast hundert Jahren. Graf Pendrecht ist todt, es ist vorbei, vorbei für immer mit dem großen Hause Salvoral-Podiebrad in Böhmen, vorbei, vorbei für immer!"

Der Domherr wagte keine Erwiederung, er war tiefer ergriffen, als er sich oder Andern einzugestehen Neigung haben mochte, schweigend faßte er den Arm

des Freundes und ohne Worte zu wechseln, gingen Beide nachdenklich dem Städtchen zu.

Noch am selben Tage schickte Bodinus einen Courier an ein Banquierhaus in Paris, mit welchem er früher in Verbindung gestanden. Der Magister war von dem Tode des Grafen Pendrecht, denn dieser stand für ihn, seit er den schwarzen Hund gesehen, ganz unbezweifelt fest, weit härter betroffen, als man nach den vorangegangenen Ereignissen hätte glauben sollen; es zeigte sich eben, wie fest sich der Getreue an diesen letzten Strohhalm von Hoffnung für das Haus Salvoral geklammert hatte. Doch sprach er über die gespenstige Erscheinung kein Wort weiter mit dem Grafen Firmian. Dieser, welcher mit Sorge die tiefe Erschütterung seines Freundes sah, hatte Talbietla nicht verlassen, er wollte es auch nicht, bevor eine Antwort aus Paris eingetroffen, er wollte wissen, ob des schwarzen Hundes Erscheinung, die er nicht mehr in Abrede stellen konnte, sich als ein die Zukunft verkündender Spuk legitimiren werde. Im übrigen war seine Trauer nicht groß, denn er hatte nie Veranlassung gehabt, sich so wie Bodinus mit dem fürstlichen Hause Salvoral zu identificiren und des Grafen

Pendrecht Tod im Besondern beklagte er gar nicht, denn er verurtheilte dessen letztes Benehmen auf's allerstrengste. Vollkommene, principielle Gegner haben stets eine gewisse Duldsamkeit gegen, eine gewisse Achtnng vor einander, die halben aber kennen keine Rücksicht gegen diejenigen ihrer Parteigenossen, welche consequenter als sie sind, noch heute haben die Demokraten keine wüthendern Feinde, als die Halbdemokraten, die Royalisten keine grimmigern Verfolger, als die „Bourgeois," die sich sonst für äußerst conservativ halten. Der Domherr war im Grunde ebenso revolutionär wie Graf Pendrecht, er war nur vorsichtig in der Mitte des Weges stehen geblieben, den der junge Mann bis an's Ziel gewandelt und er, der Halbrevolutionär zürnte ihm weit heftiger, als Bodinus, der strenge Legitimist.

Beklagte nun der Magister schmerzlich den Fall des großen Hauses Salvoral, so zeigte er dagegen, zur besondern Ueberraschung des Domherrn, durchaus keine Sorge für die Mutter und die Gattin Pendrecht's; Firmian deutete an, daß es vielleicht gut wäre, den Tod des letzten Erben, falls sich derselbe bestätige, der Prinzeß und der Gräfin Claralies gänzlich zu ver-

schweigen, um den ohnehin hart geprüften Damen eine neue Erschütterung zu ersparen. Bodinus schüttelte matt lächelnd das Haupt zu diesem Vorschlag und sagte einfach: „Den Tod darf ich nicht verschweigen, mein theurer Freund, aber es sind ja christliche Frauen!

Damit mußte sich der Domherr zufrieden geben, obwohl er eigentlich nicht ganz begriff, welche große Bedeutung der Ausspruch des Freundes hatte; überdem kamen Tage, an denen sich seine Sorge für die Damen minderte, wo er sogar einigen Reiz fühlte, über den schwarzen Hund zu spotten, denn es vergingen Wochen und eine Bestätigung der Todesanzeige fehlte noch immer, obwohl Bodinus sich unablässig bemühte, etwas zu erfahren.

Endlich, es war schon tief im Winter, erhielt Bodinus einen Brief, den ein junger Mann geschrieben welcher Schreiber in der Kaiserlichen Gesandtschafts-Kanzlei zu Paris war; an ihn hatte sich der Magister gewendet, weil derselbe, aus Prag gebürtig, seine Anstellung einer Empfehlung des seligen Fürsten von Salvoral verdankte und ihm persönlich bekannt war.

Der Brief lautete: „Mein hochverehrter Gönner, wohlgeborener Herr Magister! Euer Wohlgeboren

wollen gütigst pardonniren, daß ich erst heute auf Dero geneigte Zuschrift vom 20. October a. c. repondire; es war impossible die von Deroselben desiderirten Nachrichten früher zu aquiriren und ich hatte die Intention nicht früher zu schreiben, bevor ich nicht die mir aufgetragene Commission ausgeführt. Heute bin ich bereit von denen mesures, so ich zur Satisfaction von Dero Wünschen, ergriffen, Rechenschaft ablegen. In Verfolg der mir von Deroselben ertheilten Aufträge und der aus Veranlassung derselben communicirten Avisen, stellte ich sofort die nöthigen Recherchen an und gelangte zunächst zu der Gewißheit, daß der Herr Graf von Pendrecht seit den ersten, so überaus unruhigen und schrecklichen Octobertagen nicht gesehen worden sei; dabei stellte sich heraus, daß der Herr Graf sich in jenen Tagen fast ausschließlich in Gesellschaft von Agenten und Leuten befunden, welche notorisch zu den Anhängern des Herrn Herzogs von Orleans gehörten. Da unter mehreren Namen, mir dabei auch wieder der von Euer Wohlgeboren citirte Herr von Buchhorn genannt wurde, so richtete ich meine Recherchen besonders auf die Leute des Palais-Royal und auf diesen Herrn,

der ebenfalls seit jenen Octobertagen verschwunden zu sein schien. Lange waren alle meine Bemühungen eitel, es scheint, daß der Herr Graf von Pendrecht nicht unter seinem wahren Namen mit diesen Leuten communicirte, sondern sich unter einem sogenannten „nom de guerre“ cachirte, wie das häufig der Fall. Herr von Buchhorn war bekannter und endlich erfuhr ich mit Bestimmtheit, daß Buchhorn, ein Hauptagent des duc d'Orlane, sich durch sein Auftreten während der schrecklichen Ereignisse in Versailles schwer compromittirt habe und deßhalb au secret nach London gesendet worden, „pour duper les ennemis“, wie mir mein Gewährsmann sagte. Als ich die „assurance“ dieser Reise hatte, gerieth ich auf den Gedanken, daß der Herr Graf, den man in Versailles noch in Gesellschaft des Buchhorn beobachtet, wenigstens stimmte die Personalbeschreibung mit der, von Euer Wohlgeboren mir communicirten sehr genau, den Buchhorn nach London begleitet haben könne und ich schrieb deshalb sofort an einen Collegen bei der kaiserlichen Ambassade in London. Bevor ich aber von dort Nachricht erhielt, wurde mir durch einen ganz unbetheiligten Landsmann, welcher von meinen Recher-

chen nichts wußte, ganz zufällig eine Nachricht mitgetheilt, die mich sofort auf die richtige Spur brachte. Dieser Landsmann, es ist Herr Woislaff aus Prag, der hier in einen Juwelierladen servirt, erzählte mir nämlich, daß neben seinem kleinen Stübchen eine ausnehmend schöne Dame ihre Wohnung habe, die sich sehr verborgen halte, weil sie mit im Versailler-Schlosse gewesen und auch dort blessirt worden, sie trage den Arm noch in der Schlinge und fürchte, derselbe werde ihr für immer durch den empfangenen Säbelhieb gelähmt bleiben. Herr Woislaff hatte eine liaison mit der Dame angeknüpft, weil er Gelegenheit hatte, ihr als Nachbar einige kleine Dienste zu leisten, nebenbei bemerkte er, daß die Schönheit der Dame schon früher Eindruck auf ihn gemacht, als er sie am Arme des Grafen Pendrecht auf dem Boulevard gesehen. Diese Communication war für unsere Intentionen von der extremsten Importance, denn einmal kannte Herr Woislaff den Herrn Grafen von Pendrecht, von Prag her, ganz genau und zweitens war die Dame, der Beschreibung nach, jene Charlotte Guebriant, die Freundin, mit welcher der Herr Graf zuletzt gesehen worden, die aber, wie der Herr Graf

selbst und wie Buchhorn, seit den Versailler Ereignissen verschwunden schien. Ich zog nun Herrn Woislaff in unser Interesse, gab ihm meine Aufträge und er entledigte sich derselben so prompt, daß er mir am selben Tage noch die Nachricht brachte, daß der Herr Graf in jener Nacht, in welcher der Pöbel das Versailler Schloß stürmte, sein Leben eingebüßt habe. Es war der Plan des duc d'Orleans gewesen, den König zur Flucht zu zwingen und sich dann unter dem Titel eines Generalstatthalters der Regierung zu bemächtigen, deshalb war er in jener Nacht, von allen seinen Agenten, zu denen der Herr Graf ebenso wie die Charlotte Guebriant gehörte, umgeben in Versailles erschienen. Ein Edelmann von den königlichen Gardes du Corps, welche den Zugang zu dem königlichen Schlafgemach vertheidigten, hatte Charlotte Guebriant welche in Männerkleidern war, durch einen Säbelhieb verwundet, der Herr Graf hatte sein Pistol auf denselben abgefeuert, war aber in demselben Augenblick durch einen Hieb über den Kopf gefällt und zusammengehauen worden. Charlotte Guebriant, obwohl bedeutend blessirt, hatte doch Gelegenheit gefunden, ihren schwer verwundeten Geliebten aus dem Getüm-

mel zu schleppen, dann hatte sie ihn in ein befreundetes Haus tragen lassen, wo derselbe auch ärztliche Hülfe gefunden, die aber ohne Effect geblieben, weil ihm der eine Hieb den Schädel gespalten, ein andrer aber durch den Unterleib eindringend, edlere Theile verletzt hatte. Am 6. October Morgens gegen neun Uhr ist der Herr Graf, ohne wieder zur Besinnung zu kommen, verschieden. Nachdem ich diese bestimmte Todesnachricht erhalten, ließ ich dem Frauenzimmer, in Verfolg von Euer Wohlgeboren weiteren Aufträgen, eine Snmme von fünfzig Louisd'or anbieten, wenn sie mir das Haus zu Versailles, in welchem der Herr Graf gestorben, anzeige und die Personen nenne, welche bei seinem Verscheiden zugegen gewesen; durch diese dachte ich dann auch den Ort zu erfahren, an welchem der sterbliche Theil des Herrn Grafen beerdigt worden. Herr Woislaff, dessen dienstfertigen Eifer ich mit Euer Wohlgeboren Genehmhaltung durch zwanzig Louisd'or belohnt habe, brachte mir bald die Nachricht, daß dieses Frauenzimmer mich selbst sprechen wolle. Ich begab mich sofort zur Stelle und fand meine Aufgabe leichter zu lösen, als ich geglaubt, denn sobald ich die Person durch Mittheilung von Euer

Wohlgeboren Auftrag überzeugt hatte, daß sie und ihre Genossen keine Untersuchung zu fürchten hatten, daß ich lediglich im Auftrag der Familie handle, um die Leiche des Herrn Grafen nach der Erbgruft in Böhmen zu schaffen, zeigte sie das lebhafteste Interesse und soutenirte mich mit solcher vigeur, daß ich am andern Abend schon den hier beifolgenden Todtenschein des Herrn Grafen in den Händen hatte. Vorgestern habe ich die Leiche des Herrn Grafen, welche in aller Stille in dem benachbarten Park des Herzogs von Grammont verscharrt worden war, wieder ausgraben und von sechs Zeugen anerkennen lassen, wie das sub Nr. 2 beifolgende Befund-Protokoll des Weitern bei besagt; der Verwalter des Herrn von Grammont hat mir gestattet, den Sarg in einem Gartenhause beizustellen, bis Euer Wohlgeboren mir weitere Befehle wegen der Ueberführung nach Böhmen zugehen lassen werden. Die Charlotte Guebriant zeigte viel Schmerz um den Tod des Herrn Grafen, hat auch jedes Geldanerbieten ausgeschlagen, weil der Herr Graf in ihrer Vertheidigung das Leben verloren und gestand mit einem Schmerz, den ich für loyal zu halten geneigt, daß sie es tief bereue, zu dem desastre mitgewirkt

zu haben, sie sei dazu durch den Buchhorn „homme execrable“ verführt und verleitet worden. Schließlich bemerke ich Euer Wohlgeboren noch, daß sich Herr Woislaff, welcher Paris der Unruhen wegen verlassen und nach Prag zurückkehren will, angeboten hat, den Sarg zu transportiren; ich unterstehe mich, diese Offerte zur Acceptation zu empfehlen; der junge Mann ist auch im Stande, Denenselben die genaueste Auskunft über die Erhebung der Leiche und die begleitenden Umstände zu ertheilen. Das Geschäftliche wegen Abführung der Leiche werde ich reguliren. Genehmi- Sie u. s. w.

Als Magister Bodinus diesen Brief, der für ihn nichts Neues, sondern nur die längst und mit Bestimmtheit erwartete Bestätigung von Dingen enthielt, die er genau wußte, reichte er dem Domherrn das Schreiben und sagte ruhig: „Der letzte Salvoral ist an demselben Tage und genau um dieselbe Stunde, da wir die Erscheinung hatten, verschieden!“

Graf Firmian las den Bericht und die Anlagen aufmerksam durch und gab sie schweigend zurück; Bodinus aber, tapfer und treu wie immer, begab sich sofort an die Erfüllung der schweren Pflicht, der

Mutter und der Gemahlin Pendrechts die Nachricht mitzutheilen. Er erlaubte sich dabei einen frommen Betrug, die unglücklichen Damen erfuhren nichts von Charlotte Guebriant, nichts von der Theilnahme Pendrechts an dem Angriff auf das Versailler Schloß. Nach Bodinus Bericht war der letzte Erbe von Salvoral durch einen unglücklichen Zufall bei einem der Pariser Aufstände tödtlich verwundet worden, dann aber mit der Kirche versöhnt, als ein katholischer Christ gestorben. Zu diesem frommen Betrug war der Sempergetreue schon seit Wochen, seit der gespenstischen Erscheinung des schwarzen Hundes, entschlossen gewesen, er hatte ihn mit großer Ueberlegung vorbereitet; er war überzeugt, daß die Barmherzigkeit Gottes ihm diesen Betrug verzeihen werde.

Die Todesbotschaft wirkte auf die unglücklichen Damen nicht, wie Graf Firmian gefürchtet hatte; die greise Mutter, die bis dahin nur noch durch den Sohn einen Zusammenhang mit irdischen Dingen gehabt, trug christlich ergeben ihr Leid und wendete sich nun ganz dem Himmlischen zu, man hörte nur selten noch Worte von ihr, sie sprach nur noch mit Gott im Gebet und mit ihrem Beichtvater, dem alten

Dechanten von Talbietla. Auch Gräfin Claralies war still geworden, der Tod war ihr der große Versöhner geworden, alle Bitterkeit war geschwunden aus ihrer Seele, sie wußte nichts mehr von dem Manne, der sie so tief gekränkt, sie gedachte nur des Gemahls, den sie so heiß geliebt, um dessen Liebe sie geworben seit ihrer Kindheit beinahe. Sie sehnte sich nach dem Wiedersehen mit ihm im ewigen Leben, sie freute sich, daß er sein Söhnlein, welches er nicht gesehen im irdischen Leben, nun schon gefunden droben beim himmlischen Vater. Mit solchen einfältigen, lieblichen Frauen und Muttergedanken lebte die Gräfin; sie war wieder die kindlich-freundliche Claralies wie ehedem; sie war still geworden.

Um die Weihnachtszeit traf der Sarg mit dem irdischen Theil des Grafen Pendrecht in Talbietla ein und wurde am dritten Tage, dem alten Brauch gemäß, in Sanct Georgs-Kapelle über Nacht beigesetzt, am folgenden Tage aber mit großer Feierlichkeit bei den andern Salvoral's in der Gruft der Dechantey-Kirche begraben. Trotz der strengen Kälte begleiteten Mutter und Gemahlin den Sarg zu Fuß, sie traten mit ein in das Begräbnißgewölbe und mit eigenen

Händen schob die Gräfin den kleinen Sarg ihres Söhnleins ganz dicht an den seines Vaters, Bodinus aber mußte ihr die Hand reichen und versprechen, daß er ihren Sarg ganz dicht auf der andern Seite an den des Kindes stellen wolle, so daß dieses zwischen Vater und Mutter liege. Die Prinzessin hatte schon früher verfügt, daß ihr Sarg neben dem ihres geliebten Vaters stehen solle, wo jetzt die Särge ihrer kleinen Töchterchen standen, diese sollten dann auf den ihrigen gesetzt werden. Es war kein Platz weiter frei in dem Grabgewölbe des großen Geschlechtes.

Einige Wochen lang noch sahen die Bewohner von Talbietla, alltäglich um die Mittagsstunde, die beiden Frauen zur Kirche fahren, dann kam Gräfin Claralies allein, denn die Prinzessin war so schwach, daß sie ihr Bett nicht mehr verlassen konnte und als der Hauch des jungen Frühlings wieder über das alte Böhmerland wehete, da war die fromme Greisin eingegangen in das Reich des ewigen Frühlings oben, hienieden aber begruben sie mit großer Pracht die sehr erlauchte und sehr mächtige Dame, Frau Leopoldina Franziska von Salvoral-Podiebrad, Prinzessin von Salvoral und Pendrecht, Gräfin von Talbietla und Freiherrin von

Rothengryf=Salvoral, bei ihren Vätern in der Dechantey=Kirche.

Noch ein Jahr beinahe überlebte Gräfin Claralies die Mutter ihres Gemahls, dann ist sie fromm und still entschlafen, ihr Leben erlosch wie eine Flamme, die keine Nahrung mehr hat. Man fand sie eines Morgens auf ihrem Lager, den Rosenkranz in den kalten Händen, sie war, ein Gebet auf den Lippen, geschieden. Sie wurde, wie sie's befohlen, ohne alle Pracht, ganz in der Stille zu früher Morgenstunde begraben, Bodinus aber und der Domherr von Firmian schoben selbst den Sarg der Mutter ganz nahe an den ihres Kindes, den Wunsch der Heimgegangenen und ihr Versprechen treulich erfüllend.

Nun zersplitterte das große Erbe des alten Hauses Salvoral=Podiebrad in viele Theile; einige Herrschaften kamen in Folge bestehender Erbverträge an verschiedene edle Geschlechter des Landes, andere wurden verkauft und der Erlös den letztwilligen Verfügungen der Frau Prinzessin gemäß, an Kirchen und Schulen, auch Wohlthätigkeits=Anstalten vertheilt. Um Schloß und Herrschaft Talbietla selbst entstand ein langer Prozeß, der endlich mit einem Vergleich und einer Theilung endete; das

musikliebende Volk im klangreichen Böhmerlande sang ein rührendes Trauerlied auf das Erlöschen des edeln Hauses Salvoral-Podiebrad, darin hieß es:

Wer führt uns nun auf den rechten Pfad?
Erloschen das Auge von Podiebrad!
Wer sättigt nun die Armen all'?
Geschlossen die Hand von Salvoral?
Die Hand, die immer offen war
Für Noth und Armuth tausend Jahr.

So scholl die Klage des Volkes laut über die Gruft von Salvoral-Podiebrad! — Heil dem edeln Hause, dessen Name also verklingt im Klaggesang der Armuth! Mag er dann verklingen im Lande, auslöschen im Gedächtniß der Menge, er wird doch leuchten bis an's Ende der Tage, und den edlern Geistern ein Ziel der Nacheiferung bleiben.

Noch lange Jahre nach dem Tode der Gräfin Claralies, der Letzten von der Familie, sah man alljährlich mehrere Male zwei Greise in Talbietla erscheinen, welche in der Dechanteykirche ihre Andacht verrichteten, die fürstliche Gruft besuchten und nicht nur von der Geistlichkeit, sondern von der ganzen Einwohnerschaft des Städtchens mit großer Ehrerbietung betrachtet wurden. Der Magister Bodinus und der von ihm unzertrennliche Domherr Graf Firmian

feierten so die Todestage der heimgegangenen Mitglieder der fürstlichen Familie. Das Testament der Prinzessin hatte den Sempergetreuen ihres Hauses, den Salvoral'schen Pallast auf der Prager Altstadt zur lebenslänglichen Wohnung angewiesen, sowie sie ihn auch zum ersten Curator all' der milden Stiftungen, die sie verfügte, bestellt hatte. Der Magister bewohnte seine frühern Zimmer in dem Pallast, die Gastzimmer hatte er dem Domherrn eingeräumt, sonst blieb Alles unverändert, kein Geräth, kein Stuhl durfte anders gestellt werden, darauf hielt Bodinus streng. Ihm, wie dem Domherrn, war ein hohes Alter beschieden und es gehörte zu seinen liebsten Gewohnheiten, die stillen Gemächer zu durchwandern und sich der frühern Bewohner derselben in Liebe zu erinnern. Da war der Salon der schönen Fürstin Amalia, für die er in jugendlicher Begeisterung geschwärmt, hier stand in dem Eckfenster der Lehnstuhl des Fürsten Leopold, seines Wohlthäters; dort in dem schmucklosen Gemach die Kniebank der frommen Prinzessin Leopoldina Franziska und in dem hellen schmucklosen Zimmer, welches die freundliche Claralies als Mädchen bewohnt, sah er mit tiefer Rührung eine für den Grafen Pendrecht

angefangene Stickerei. Seltener stieg der Magister hinauf in die einstige Wohnung des unglücklichen letzten Erben, deren einziger Schmuck ein lebensgroßes Bild Carls XII. war. Wenn aber Bodinus, zuweilen mit dem Domherrn, meist aber nur von seinen Erinnerungen umgeben, durch diese Räume wandelte, dann schlichen zwei hohe Gestalten in langen rothen Röcken scheu und leise hinter ihm her, als wollten sie verstohlen auch ihren Theil haben an den Erinnerungen, das waren Kranz und Strauß, nun fast kindisch gewordene Greise; der Magister bemerkte es wohl, daß sie ihm nachschlichen, aber er sah sich nicht um nach ihnen, denn ihre Gegenwart störte ihn nicht. Leopoldina Franziska hatte für alle ihre alten Diener reichlich gesorgt; Fridusch und Peila waren bald nach ihr, auf Talbietlaschloß, noch bei Lebzeiten der Gräfin Claralies gestorben, Kranz und Strauß aber waren, ohne auch nur zu fragen, als verstehe sich das ganz von selbst, mit dem Magister Bodinus gegangen; der war, ihrer Meinung nach, der Letzte von der Familie, zu der sie auch sich rechneten, zu ihm gehörten sie also und bei ihm blieben sie bis an ihr Ende. Er behielt sie gern

und betrauerte sie bei ihrem Sterben als Freunde. Kranz hatte Strauß noch um zwei Jahre überlebt.

Domherr Graf Firmian und Magister Bodinus lebten noch weit in dieses Jahrhundert hinein, sie waren wohlbekannt hochgeschätzt in Prag, man suchte ihre Gesellschaft sehr, denn ihre Unterhaltung war von hinreißender Lebendigkeit und von den Beschwerden des Alters fühlten sie wenig. Da hatte Graf Firmian das Unglück auszugleiten und den Fuß zu brechen, seitdem lag er krank, denn die Natur vermochte die Heilung nicht mehr. Bodinus war stark und hielt aus an dem langen Krankenbette, bis der Tod kam. Er hat den Freund noch bis zum Grabe geleitet, erst als er von diesem Gange heimkehrte, kam die Schwäche über ihn, er kränkelte seitdem, doch lag er nur wenig zu Bett, er saß in seinem Stuhl und sah dem Tode mit der heitern Ruhe eines christlichen Weisen entgegen. Er starb ganz ohne Todeskampf gerade ein Jahr nach seinem Freunde Firmian, an demselben Monatstage und genau um dieselbe Stunde. R. i. p.

Der Name des Sempergetreuen der Salvorals ist noch heute nicht vergessen und verklungen im Böhmerland; im vorigen Jahre führte den Verfasser

sein Weg durch die alte Podiebrad'sche Herrschaft Talbietla; er freute sich dort besonders der schönen Brunnen und der trefflichen Brücken, jedesmal aber erhielt er auf seine Frage die Antwort: „Freilich, die sind sauber, denn die hat halt der Bodinus angelegt noch zur Salvoral'schen Zeit, der hat's schon verstanden!“ So ist Dein Gedächtniß in Ehren geblieben, getreuer Bodinus, have pia anima! —

Ende des Romans.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin.

Hesekiel, George,

Aus drei Kaiserzeiten

Bd.: 3,2

Berlin 1862